

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die *Lyoner Wochenschrift* des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Julii 1885.

**Inhalt:** Die deutsche Franziskanermission unter den Menominee-Indianern. — Ein Ausflug zu den Klöstern des hl. Antonius und des hl. Paulus in der Wüste der untern Thebais. (Fortsetzung.) — Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Serbien; Armenien; China; Hinterindien; Äquatorialafrika. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: „Liebet eure Feinde!“ (Fortsetzung.)

### Die deutsche Franziskanermission unter den Menominee-Indianern.

(Mitgetheilt von P. Zephyrinus Engelhard O. S. F.)

#### 1. Das Volk und seine politische Geschichte.

Als im Jahre 1634, wie man annimmt, der erste Weiße den Boden betrat, der jetzt dem Staate Wisconsin einverleibt ist, entdeckte er zu seinem Erstaunen, daß auf diesem ausgedehnten Gebiete Abtheilungen von Indianern unter einander gemischt waren, die zwei ganz verschiedenen und weitverbreiteten Familien angehörten. Die Franzosen hatten nämlich bereits am großen St.-Lorenz-Strome festen Fuß gefaßt. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Entdecker durch die fortlaufende Kette der großen Seen auch an die Green-Bay und von dieser, sowie von deren Hauptzuflüssen, dem Fox-River, hinaus bis zum Wisconsin-River, der sich in den Mississippi-Fluß ergießt, gebracht wurden. Am rechten Ufer der Green-Bay fanden sie Indianer, die eine hellere Gesichtsfarbe und einen schöneren Körperbau hatten, als dieß bei den übrigen Stämmen der Fall war. Diese Indianer sind heute unter dem Namen der Menominees bekannt. Der Stamm derselben gehört der großen Algonkin-Familie an, zu der auch die Chippewa-Indianer am Oberen See und die Ottawa-Indianer in Michigan zu rechnen sind. Doch war ihre Sprache so ganz verschieden von jener der andern Stämme derselben Familie, daß man lange Zeit dafür hielt, die Menominees hätten eine eigene Grundsprache. Ihre Überlieferungen weisen hin auf eine Einwanderung vom Osten her. Zur Zeit, als sie zuerst von den Franzosen besucht wurden, bildete wilder Reis (Manóma) ein Hauptnahrungs-

mittel derselben; daher ihr Name Menominewat (englisch Menominee), d. h. Wilder-Reis-Männer; sie selbst nennen sich Omāninewat. Noch heute wird der wilde Reis von den Indianern gesammelt. Er wächst in kleinen Flüssen mit schlammigem Boden und am Rande der vielen Seen des nördlichen Wisconsin. Die Ernte fällt in den Monat September. Dann fahren die Indianer mit ihren Canoes langsam durch das grasähnliche Gewächs und schütteln die Frucht von beiden Seiten in die kleinen, aus Birkenrinde gefertigten Nachen. Bei seiner Zubereitung bedient man sich einer ähnlichen Behandlung, wie beim gewöhnlichen Reis, und so gibt er eine gute Speise für den Tisch selbst der Weißen. Man darf aber daraus keineswegs schließen wollen, daß die Menominees keine anderen Nahrungsmittel gehabt hätten; sie waren vielmehr auch geschickte Fischer und Jäger, und Wildpret gab es genug.

Noch viele Jahre nach ihrer ersten Berührung mit den Weißen hausten die Menominees am westlichen Ufer der Green-Bay am Menominee-Fluß, der heute einen Theil der Grenze zwischen Wisconsin und Ober-Michigan bildet. Erst nach Verlauf von ungefähr 125 Jahren (1760) findet sich das Hauptdorf derselben am südlichen Ende der Green-Bay, nahe dem heutigen Bischofsitze gleichen Namens. Eine kleine Ansiedlung verblieb jedoch immer in der Nähe ihres geliebten Menominee-Flusses. Wahrscheinlich seit 1634, sicher seit 1670 waren sie mit den Franzosen verbündet. Unter französischer Herrschaft (Juni 1671 bis October 1761) kämpften die Me-



nominees mit den Weißen gegen die Fox-Indianer in den Jahren 1712, 1729, 1730, 1751 und später mit den Franzosen gegen die Engländer. Das französische Fort im heutigen Green-Bay, Brown County, Wisconsin, wurde 1760 den Engländern übergeben. Die Menominees fügten sich bald der Herrschaft der Engländer. Sie waren jedoch um diese Zeit an Zahl sehr heruntergekommen, da kurz vorher 300 ihrer Krieger den Blattern zum Opfer gefallen und die meisten ihrer Häuptlinge im Kriege zwischen den Franzosen und Engländern auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Bald bot sich ihnen Gelegenheit, ihre Treue gegen die Engländer zu erproben. Im Jahre 1763 brach Pontiacs Krieg aus, in welchem das Fort Maitinaw erobert wurde. Die Besatzung von Green-Bay aber ward von den Wilden nicht nur nicht angegriffen, sondern sogar von den Menominees und andern Stämmen über den See Michigan zu dem Dorfe L'Arbre Croche hinübergeleitet. Auch während der Revolution von 1776 kämpften sie mit den Engländern gegen die Kolonisten. Dasselbe thaten sie im Kriege von 1812—1815. Als am Ende des letztgenannten Krieges, den die Vereinigten Staaten gewannen, im Jahre 1816 eine amerikanische Abtheilung Soldaten erschien, um von Green-Bay Besitz zu ergreifen, fand sie die Menominees in ihrem nahen Dorfe ganz friedlich gesinnt. Der Kommandant der Truppen erbat sich vom Häuptlinge die Erlaubniß, ein Fort errichten zu dürfen. „Mein Bruder,“ war die Antwort, „wie können wir dir widerstehen? Wir haben kaum Pulver und Blei für einen solchen Versuch. Eine Gunst nur erbitten wir, daß nämlich unsere französischen Brüder unbelästigt bleiben mögen. Ihr könnt für euer Fort irgend welchen Platz wählen, der euch gefällt, wir werden keinen Einspruch erheben.“ Die amerikanische Regierung hatte übrigens auch von Seiten der Menominees keinerlei Unruhen erwartet, und daß sie sich nicht getäuscht, zeigte der Verlauf. Zur Befestigung des guten Einvernehmens trug der Umstand viel bei, daß die jährlichen Unterstützungen, welche von Seiten der britischen Regierung den Indianern viele Jahre hindurch geleistet worden waren, im Jahre 1817 ausblieben. Der erste regelrechte Vertrag mit dem Stamme der Menominees wurde geschlossen am 30. März 1817. Kraft dieses Vertrages sollten alle Beleidigungen vergeben und vergessen sein, immerwährender Friede herrschen; alle Ländereien, die bisher anderen Regierungen verschrieben waren, den Vereinigten Staaten gehören; alle Gefangenen freigelassen und der ganze Stamm der Menominees unter den Schutz der Vereinigten Staaten und nicht irgend welcher andern Nation oder Macht gestellt werden. Von da an hatten die Menominees das volle Recht, „amerikanische Indianer“ zu heißen, zum Unterschiede von der Bezeichnung „britische Indianer“, unter welcher sie lange Zeit bekannt waren.

Das Gebiet der Menominees war zur Zeit, als sie von der amerikanischen Regierung unter ihren Schutz genommen wurden, sehr ausgedehnt. Es wurde im Norden durch die Gewässer, welche in den Oberen See, die Green-Bay und den Mississippi fließen, im Osten durch den Michigan-See, im Süden durch den Milwaukee-Fluß, und im Westen durch den Mississippi und Black-Fluß begrenzt. Eine ungeheure Fläche! Thatsächlich aber hausten sie in der Gegend zwischen dem Michigan-See und dem Milwaukee-Flusse. Am auffallendsten ist es, daß die schwache Horde von 1761 jetzt, nach kaum dreiviertel Jahrhundert, ein mächtiger Stamm geworden war, die zwischen 3000 und 4000 Seelen zählte.

Erst im Jahre 1831 überließen die Menominees der Regierung der Vereinigten Staaten den ganzen östlichen Theil ihres Gebietes, gegen zwei und eine halbe Millionen Acre Landes. Im folgenden Jahre kämpften sie mit den Vereinigten Staaten im Kriege gegen den berühmten Indianerhäuptling Black-Hawk (Schwarzer Habicht), ein neuer Beweis für ihre friedliche Gesinnung gegen die Weißen. Um sie der unstäten Lebensweise allmählich zu entwöhnen, wurde ihnen von der Regierung nördlich vom Fox-River und östlich vom Wolf-River ein großer Streifen Landes als fester Wohnsitz angewiesen, so jedoch, daß ihnen das Land jenseits des Wolf-Rivers zum Jagen freigelassen ward, bis es die Regierung ihnen abkaufen würde. Im Jahre 1836 verkauften sie wieder vier Millionen Acre Landes zwischen der Green-Bay und dem Wolf-River an die Regierung; außerdem noch einen Streifen Landes, 3 Meilen breit und 48 Meilen lang, zu beiden Seiten des Wisconsin-Flusses. Sie blieben dann noch im Besitze einer Fläche, die 120 Meilen lang und etwa 80 breit war. Endlich verkauften sie im Jahre 1848 ihr ganzes Land an die Regierung, da man beabsichtigte, sie auf eine Reservation jenseits des Mississippi zu schaffen, wo ihnen bereits 600 000 Acre Landes angewiesen waren. Allein obschon bereits der Vertrag, daß sie auswandern sollten, abgeschlossen war, blieben sie doch in Wisconsin. Ihr damaliger Missionär, Vater Bonduel, reiste nämlich mit mehreren Häuptlingen nach Washington und setzte es mit vieler Mühe bei der Regierung durch, daß sie in Wisconsin bleiben durften. Auch in der gesetzgebenden Versammlung des Staates Wisconsin glückte es ihm, ein dahin zielendes Gesetz zur Annahme zu bringen. Daraufhin wurde ihnen eine Reservation am oberen Wolf-River als beständige Heimath angewiesen. Dieses Land liegt in dem heutigen County Schawano, etwa 50 Meilen nordwestlich von ihrer ursprünglichen Heimath Green-Bay, und mißt von Norden nach Süden 24, von Osten nach Westen 18 Meilen. Ein großer Theil desselben ist werthloser Sandboden, es enthält aber noch an 400 Millionen Fuß Tannenholz. Im Jahre 1852 zog der ganze Stamm, an 3000 Seelen stark, in seine neue Heimath. Einige Wenige zerstreuten sich. Etwa 150 mögen noch in der Gegend des Menominee-Flusses sein. So ist also der Stamm der Menominee-Indianer der einzige von den ursprünglichen Stämmen Wisconsin's, der als ein Ganzes seine Heimath in dessen Grenzen behauptet hat. Er ist in zehn Abtheilungen verzweigt, Bands (Vanden) genannt. An der Spitze jeder Bande steht ein Häuptling, einer der zehn ist Oberhäuptling.

Die Mehrzahl der Häuptlinge ist katholisch, der Oberhäuptling aber, Niopet mit Namen, noch Heide. Seine Brüder und seine Töchter sind katholisch. Der älteste an Jahren, ein Katholik, heißt Paul Kinepowa, der jüngste und frommste Alphons Dhopesha, einer der Hauptsänger in der Kirche und zugleich Vicepräsident des Enthaltensamkeits-Vereins.

Wie schon oben bemerkt, haben die Menominees weder mit andern Indianern noch allein je mit den Weißen Krieg geführt, sich vielmehr stets freundlich gegen dieselben gezeigt, obschon sie sich in den Kriegen mit andern Indianern, besonders mit den Schawano-Indianern, nichts weniger als feige bewiesen. Getreu dieser Vorliebe für die Weißen, weigerten sie sich, Theil zu nehmen an dem großen Aufstande, den die Sioux-Indianer im Jahre 1861 gegen die Weißen in Minnesota erregten. Dagegen diente eine erhebliche Anzahl derselben in dem großen Kampfe zwischen Norden und Süden



(1860—1865) auf Seite der nördlichen Staaten für die Union. Kompagnie „K“ vom 37. Regimente der Wisconsin-Freiwilligen-Infanterie zählte nicht weniger als 43 Menominee-Indianer, von denen einer Korporal war. Folgender Bericht ist dem Staats-Journal entnommen. Nachdem die Liste der Todten, Verwundeten und Vermißten des 37. Regiments angegeben, heißt es: „Ich kann nicht umhin, hier ein Wort zum Lobe der Indianer der Kompagnie „K“ zu sagen, deren sich viele Ihrer Leser in Madison vom letzten Frühjahr her erinnern werden. Sie kämpften entschlossen und tapfer; ihr Verlust an Todten und Verwundeten war groß; die Meisten der Vermißten wurden gefangen genommen, erst nachdem sie verwundet und dadurch unfähig geworden waren, sich mit dem übrigen Theile des Regiments zurückzuziehen.“ Aus der gedruckten Namenliste derselben Kompagnie, die dem Schreiber dieses vorliegt, erfieht man, daß die Indianer genannter Kompagnie wahrscheinlich alle katholisch waren, da bei jedem Einzelnen auch ein Taufname angeführt wird; die Heiden aber führen gewöhnlich nur Einen Namen, und Protestanten hat es unter den Menominees noch nie gegeben.

## 2. Die ersten Missionäre.

Es ist unmöglich, anzugeben, wann die ersten Glaubensboten zu den Menominee-Indianern gekommen sind. Was darüber sicher feststeht, wurde zumeist von dem hochwürdigsten Bischof Franziskus Xaverius Krautbauer von Green-Bay, in dessen Diözese der Stamm noch jetzt wohnt, gesammelt und ist in Folgendem enthalten: Der erste Priester, welcher die Menominees auf ganz kurze Zeit besuchte, war P. Claudius Allouez S. J., ein unerschrockener Missionär, ein Mann voll Eifer und Frömmigkeit. Nachdem er La Pointe am Oberen See verlassen, ging er nach Green-Bay, das er Anfangs December 1669 erreichte. Am Feste des hl. Franziskus Xaverius feierte er die erste heilige Messe daselbst und taufte die Mission auf den Namen desselben Heiligen. Die Mission war aber während der ersten zwei Jahre eine recht unbeständige, da er die umliegenden Stämme der Pottawatomees, Menominees, Winnebagos, Sacs und Foxes besuchte. Im Jahre 1671, 105 Jahre vor der Unabhängigkeits-erklärung der Vereinigten Staaten, wurde eine Kapelle zu Ehren des hl. Franziskus Xaverius errichtet, sechs Meilen von der Mündung des Fox-River, auch St.-Franziskus-Fluß genannt, d. h. in dem heutigen Depère<sup>1</sup>, früher Rapids de Père geheißten. Zweimal wurde sie von den feindlichen Winnebagos und Ontagamin-Indianern angezündet. Darum ward die dritte zu Green-Bay neben dem französischen Fort errichtet. Des P. Allouez Mission unter den Menominees begann im Mai 1670. Er fand den Stamm sehr schwach an Zahl und durch Kriege beinahe zu Grunde gerichtet. Doch blieb er damals nur ganz kurze Zeit unter ihnen, da er schon am 20. desselben Monats nach Sault St. Mary im nördlichen Michigan reiste. Im September 1670 kehrte er mit seinem Oberen, dem P. Claudius Dablon S. J., wieder zurück. Auf ihrem Wege stürzten sie zu Kaskin Rapids ein Gözenbild um, das von den Wilden Kankanna oder Kaskali genannt wurde. Darauf zogen sie weiter zu den Mascoutas- und Fox-Indianern. Ob

sie auch ferner noch unter den Menominees wirkten, ist nicht festzustellen. P. Allouez starb im August des Jahres 1690, nachdem er wohl 25 Jahre unter den Wilden in Wisconsin, Illinois und Michigan zugebracht.

P. Ludwig André S. J. nahm indessen noch im Jahre 1670 des P. Allouez Stelle ein. Bald darauf baute er eine Hütte am Menominee-Flusse, welche aber zugleich mit einer anderen in einem Dorfe, wo sein Vorgänger schon das Kreuz errichtet hatte, von den Wilden durch Feuer zerstört wurde. Alle seine Wintervorräthe von getrocknetem Fisch, seine Neze und anderes Eigenthum ward so während seiner kurzen Abwesenheit vernichtet. Allein der eifrige Priester ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Er baute mitten unter den Ruinen eine andere Hütte und setzte seinen Kampf gegen die Vielweiberei und den lächerlichen Aberglauben der Wilden fort. Auch sammelte er die Kinder an der Green-Bay um sich, lehrte sie Lieder singen, welche Bezug hatten auf die Glaubenslehren des Christenthums oder die abergläubischen Gewohnheiten der Indianer verspotteten, während er selbst die Gefänge mit der Flöte begleitete. Noch heute sind die Menominees ungemeine Liebhaber des Gesanges. Man kann die Kinder schwerlich besser anziehen, als durch Lieder. Bischof Bavaga hat diesen Charakterzug der Indianer gut begriffen, weshalb sein Gebetbuch fast zur Hälfte nichts als Lieder enthält, welche auch bis vor Kurzem unter den Menominees im Gebrauche waren. In damaliger Zeit waren die Menominees ausgesprochene Anbeter des Teufels als des bösen Geistes. Sie griffen deshalb den P. André an wegen seiner Feindseligkeit wider den Gegenstand ihrer Verehrung. „Der Teufel“, rief ein Häuptling aus, „ist der einzige große Fürst; er hat Christus getödtet und wird auch dich umbringen.“<sup>1</sup> Dennoch setzte der unerschrockene Missionär eine Zeitlang seine Arbeiten unter den Menominees und den umliegenden Stämmen fort, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, soweit die Menominees in Betracht kommen; denn P. Marquette S. J., der sie im Jahre 1673 besuchte, fand eine gute Anzahl Christen unter ihnen.

P. Karl Albanel S. J. wurde im Jahre 1676 Oberer der westlichen Missionen und nahm seinen Wohnsitz zu Green-Bay, wo wiederum ein schönes Kirchlein sich erhob. Von seinen Arbeiten, sowie dem Verweilen des P. Marquette unter den Menominee's ist nichts Näheres bekannt. — Im Jahre 1680 scheint P. Johann Enjalran S. J. allein in Green-Bay gewesen zu sein. Ob er auch unter unseren Menominees gewirkt hat, ist nicht ersichtlich. Es gehörten mehrere Stämme zur Mission Green-Bay. Daher kommt es, daß es fast unmöglich ist, Jahreszahlen und Thatfachen in Bezug auf die kirchliche Geschichte der Menominees in dieser Zeit anzugeben. Allmählich erst gelang es den Missionären, kämpfend gegen Aberglauben und Laster, unter unständigen, ganz verschiedenen, zwischen sich selbst entzweiten, gegen französische Übergriffe oft aufgebracht und mit Ausnahme der mehr friedlichen Menominees fast beständig sich blutig befehdenden Völkern Tausende von Seelen dem Heidenthum zu entreißen und das Feld vorzubereiten für die Aufnahme des göttlichen Samens in zukünftigen, ruhigeren Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1</sup> Nach einer Sage soll Depère soviel heißen, als Deux Pères, da zwei Missionäre dort sollen ermordet worden sein.

<sup>1</sup> Siehe Gilmary Shea, Catholic Missions, dem dieses und verschiedenes Andere entnommen ist. Keine Thatfache ist mehr erwiesen, als die Teufelsverehrung der amerikanischen Indianerstämme.



## Ein Ausflug zu den Klöstern des hl. Antonius und des hl. Paulus in der Wüste der untern Thebais.

(Mitgetheilt von P. Jullien S. J. — Fortsetzung.)

### 2. Kloster St. Antonius.

Um halb 2 Uhr stehen wir vor den Thoren des Klosters, am Fuße einer gewaltigen Mauer von 12—15 m Höhe und 200 bis 300 m Länge. Suchet nicht nach einem Thore; es gibt keines. Ihr findet in der Mauer nur eine halbkreisförmige Nische,  $3\frac{1}{2}$  m breit, 8—9 m hoch, und darüber eine Öffnung von denselben Dimensionen, in halber Höhe mit durchbrochenem Holzwerk in Gestalt eines Balkons umgeben. Raum haben wir

die Klosterglocke gezogen, die dicht bei der Nische hängt, so erscheinen auch schon die braunen, mit schwarzen Turbanen umwickelten Köpfe mehrerer Mönche in den kleinen Fenstern des Holzwerkes. „Wir sind Pilger, die euch besuchen wollen; hier ist ein Brief eures Obern, des Bischofs von Benisuef.“

Eine Fallthüre öffnet sich mit Getrach in der Decke der Nische, und rasch fährt ein Mönch hernieder, hängend an einem Strick, dessen Endknoten er zwischen die Füße klemmt. Es ist der zum Empfange der Fremden bestimmte Mönch. Er ist



Das Kloster des hl. Antonius.

bekleidet mit einem weitärmeligen Überrock von schwarzem Serge, vorne offen, ähnlich der Tracht der Ober-Ägypter. Er begrüßt uns höflich und lädt uns ein, in's Kloster hinaufzusteigen, indessen andere Mönche herniedergleiten, um sich unseres Gepäcks zu bemächtigen.

P. Sicard wurde 1616 in einem großen Korbe emporgeholt. Bei uns war die Sache weniger bequem. Der dicke Strick, der in der Mitte der Nische hängt, theilt sich an seinem Ende in zwei Arme, deren jeder in einen starken eisernen Haken endigt. Man stellt sich nun, die Nase vor dem Strick, zieht die beiden Enden unter den Achseln durch, befestigt hinter dem Rücken die beiden Haken in einander und hält mit den Händen die beiden Strick-Enden vor der Brust krampfhaft umschlungen.

Nun ist Alles zur Auffahrt bereit. Ein Zeichen ertönt, und man ist mit Blitzesschnelle  $8\frac{1}{2}$  m emporgeholt bis über die Fallthüre, wo ein Mönch Einen mit den Armen um die Mitte des Leibes packt und auf die Seite zieht. Glücklicherweise wird nicht aus der Senkrechten gewirbelt und seine Schultern nicht an die Steine der Mauern schlägt.

Oben angekommen, sieht man sich von einer Schaar Mönche umringt, welche sofort damit beginnen, die üblichen Höflichkeiten an Einem zu vollziehen, und mit Befriedigung die schöne Winde mit vertikaler Axt zeigen, die von zwei Mönchen bedient wird und um welche der Strick der Hebe-maschine läuft. Allerdings eine Einführungszeremonie, wie sie bei ehrlichen Menschen sich nur selten im Leben ereignet.



Klosteresfel und Klostergaul gehen, wie man uns versichert, auf dieselbe Weise ein und aus.

Beim Austritt aus dem Elevator steigt man über eine offene Stiege auf eine große Plattform hinab. Vor sich hat man ein ganzes Dorf von kleinen, mehr oder minder in Reihen stehenden Hütten, welche von den weißen Kuppeln der Kirchen und dem viereckigen Zwinger überragt werden, der im Angriffsfalle als Zufluchtsort dient. Alles das hebt sich von einem grünen Hintergrunde von Palmbäumen ab.

Man führt uns zum Bilar durch eine Straße, wie sie arme Dörfer in der Provence oder Italien durchschneiden. An beiden Seiten stehen kleine Häuschen von Stein und Lehm, 3 bis 4 m breit, nur mit einem einzigen Fensterchen über der Thüre und einer mäßigen Öffnung für das Zimmer des obern Stock-

werkes. Das sind die Wohnungen der Mönche; jeder hat sein Häuschen. Die Wohnung des Bilar's ist ähnlich, nur daß sie ein wenig geräumiger ist und daß die Thür zunächst auf einen kleinen Vorflur führt. Der Bilar, ein hoher Greis von 70 Jahren, fast blind, sitzt im Hintergrunde des Zimmers auf einem langen gemauerten Divan, der die ganze Breite des Raumes einnimmt. Der Tag dringt nur durch ein armseliges, kleines Fenster herein; Alles ist elend und unsauber. Eine Tabaksdose, Schibuks, arabische Schuhe, einige alte Kissen und Fäßen von Teppichen liegen bunt durcheinander.

Der Bilar empfängt uns mit Herzlichkeit. Die Mönche, welche allmählich das Zimmer erfüllen, heißen uns willkommen. Unter ihnen befindet sich ein junger Mönch, den wir vor zwei Jahren in den Klöstern von Nitrien getroffen haben. In Folge



Gingang in das Kloster des hl. Antonius.

unseres Besuches kam er nach Kairo, bat uns um Unterricht im katholischen Glauben, verschwand aber nach einigen Tagen. Zweifelsohne haben ihn seine Obern nach St. Anton geschickt, als an einen festen Platz, aus dem nicht leicht zu entkommen, sollte er sich noch einmal versucht fühlen, katholisch zu werden. Wir sind offenbar für Alle der Gegenstand einer mit Wohlwollen gepaarten Neugier; denn diese armen Leute haben seit mehr denn 40 Jahren keinen Fremden gesehen. Auch wir haben viele Fragen zu stellen; Alles ist hier unbekannt und erinnert so gar nicht an das, was man anderswo zu sehen gewohnt ist. Zunächst wollen wir uns an die Geschichte des Klosters erinnern.

St. Antonius hatte sich in eine alte Burg zurückgezogen,

welche in Trümmern lag und sich auf einem der Berge des rechten Nilufers befand, hoffend, dort von den Menschen getrennt in beständigem Gebete leben zu können. Allein die Kranken und Beseffenen hatten bald seinen Aufenthalt ausgekundschaftet und kamen in Schaaren, um Heilung von ihm zu erlangen. Auch hochgestellte Personen kamen, ihn zu besuchen. Vor der Versuchung zur Eitelkeit sich fürchtend, beschloß er, sich in der oberen Thebais zu verbergen. Während er am Ufer des Flusses auf eine Barkte wartete, die er besteigen könnte, um sein Vorhaben auszuführen, sprach eine himmlische Stimme zu ihm: „Willst du der Ruhe genießen, so verzichte auf deinen Plan und ziehe dich in die Tiefe der benachbarten Wüste zurück; du brauchst nur jenen Saracenen nachzugehen, welche sie in diesem



Augenblicke durchziehen; sie werden dir den Weg zeigen.“ Er gehorchte und gelangte nach einem Marsche von drei Tagen und drei Nächten an den Ort, an dem Gott wollte, daß er wohnen sollte.

Der hl. Hieronymus beschreibt denselben mit folgenden Worten: „Es ist dieß ein felsiger Berg von ungefähr tausend Schritten. An seinem Fuße entspringen Wasser, von denen einen Theil der Sand verschluckt. Ein anderer, der weiter strömt, bildet allmählich ein Bächlein, an dessen Ufern man eine große Anzahl Palmbäume sieht, die sehr dazu beitragen, diesen Ort bequem und angenehm zu machen.“ Man nannte diesen Berg Kolzim; seitdem heißt er St.-Antons-Berg. Der Altvater erkannte hier die Wohnung, die Gott ihm bestimmt, und ließ sich um so lieber hier nieder, als die Araber, mit denen er gezogen, die Einzigen waren, die ihn kannten. Seine Zelle war sehr eng; sie hielt in's Geviert nur so viel Raum, als ein Mensch mit ausgestreckten Beinen einnimmt. Es befanden sich daselbst noch zwei andere in Fels gehauen und von gleicher Größe, zu denen man nur schwer gelangen konnte.

Er konnte nicht lange verborgen bleiben. Einige seiner Jünger entdeckten sein Versteck und kamen, ihre Zellen am Fuße des Berges aufzuschlagen, um seines Beispiels und seiner Unterweisungen zu genießen; sie errichteten daselbst eine Kirche, in welcher der Überlieferung zufolge der Erzvater zu beten und die Einsiedler zu unterrichten pflegte. Diese brachten ihm dafür das nöthige Brod an seine Grotte. Antonius, der ihnen diese Mühe ersparen wollte, hat sie um einen Spaten, eine Sichel und etwas Korn, womit er ein kleines Stück Land bestellte, das für seinen Unterhalt genigte und ihm die Freude bereitete, fürder Niemandem zur Last zu fallen. Er that auch einige andere Arbeit. Denn als ein Jahr nach seinem Tode der hl. Hilarion seinen Aufenthaltsort besuchte, führten ihn die Jünger des hl. Anton zu einem Garten mit den Worten: „Hier pflegte er die Palmen zu singen; hier ruhte er, wenn er ermüdet war; er selbst hat diese Rebe, jenen Busch gepflanzt; er selbst hat diese Tonne gebaut; er selbst hat diesen Wasserbehälter gegraben, um den Garten zu bewässern.“ Sie erzählten weiter, als vor drei Jahren wilde Esel, die zum Saufen kamen, ihn sein Gemüsebeet verwüstet hatten, habe er dem ersten Einhalt geboten, ihm leise mit dem Stöcke auf die Flanken geschlagen und gesagt: „Warum frißtst du, was du nicht gesät?“ Seit jener Zeit richteten diese Thiere kein Unheil mehr an.

Um den Fremden beizuspringen, die bei seiner Liebe und Erleuchtung Hilfe suchten, ohne die Vortheile seiner Abgeschiedenheit zu verlieren, ließ er das Kloster Bispir am nächstgelegenen Nilufer bauen, wo er von Zeit zu Zeit Besuche empfing. Da er kraft göttlicher Mittheilung wußte, daß sein Ende nahe sei, wollte er noch einmal die Einsiedler des äußern Berges, unsern des Flusses, besuchen, um ihnen ein letztes Lebenswohl zu sagen. Nach diesem Besuche zog er sich in seine gewöhnliche Siedelei zurück, und als er bald darauf krank wurde, rief er zwei Einsiedler, die ihn seit 15 Jahren wegen seines Alters bedient hatten: „Fliehet über Alles,“ sagte er ihnen, „die Schismatiker und Häretiker! Verget meinen Leib unter die Erde und machet, daß Niemand außer euch wisse, wo er ruht. Ich hoffe, daß mein Heiland ihn mir bei der Auferstehung unverweslich zurückgeben wird.“ Darauf bot er ihnen den Friedenskuß und gab seinen Geist auf, den 17. Januar des Jahres 356, 105 Jahre alt.

Gott wollte indeß nicht, daß der Leib seines Dieners für

immer verborgen bleibe. Er ward in Folge einer Offenbarung unter Justinian im Jahre 561 entdeckt, nach Alexandrien und endlich nach Frankreich gebracht in ein Kloster seiner Mönche, welches heute das kleine Dorf St. Antonie in der Diözese Grenoble ist, 10 km von St. Marcellin.

Den Überlieferungen der Mönche zufolge hätte der erste Klosterbau im Jahr 315, zu Lebzeiten des hl. Antonius stattgefunden; seitdem wäre dasselbe nur einmal verlassen worden, nämlich zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Saracenen. Die Mönche gaben aus Furcht vor der Barbarei der Sieger ihre beiden Klöster auf, die 70 Jahre hindurch der Entweihung durch die Araber preisgegeben blieben. 758 kamen die koptisch-schismatischen Mönche und ließen sich daselbst nieder, um bis heute zu bleiben.

Bauten und Umfang des Klosters sind heute beträchtlicher, als sie zur Zeit waren, da P. Sicarb sie besuchte. 1859 ließ der Patriarch Cyrillus, ehemaliger Mönch zu St. Anton, eine neue Umfassungsmauer von bedeutend größerem Umfang errichten, um die Quelle und alles bebaute Land darein einzuschließen. Die Sammlung, die er zu diesem Zweck in allen Kirchen Aegyptens abhalten ließ, ermöglichte außerdem den Bau einer neuen Kirche, mehrerer Speicher und von zwei Reihen Zellen.

Unsere liebevollen Wirthe zeigen uns die Quelle und den Garten des hl. Antonius, seine alte Kirche, kurz alles, was uns in und am Kloster interessiren kann. Morgen werden sie uns zur Grotte am Berge führen, dort die heilige Messe zu lesen.

Die neue Umfassung des Klosters bildet ein unregelmäßiges Fünfeck von mehr als einem km im Umfang; sie umspannt die alte Mauer von allen Seiten mit Ausnahme der nordwestlichen gegen die Ebene der Araba. Die Mauer, 10–12 m hoch und mindestens 2 m dick, endet in einen Weg, der nach der Außenseite durch eine Brustwehr gedeckt ist. Zwei oder drei Thürmchen und einige in den Stein gemeißelte Kreuze sind ihr ganzer Schmuck. Der umschlossene Raum beträgt über 6 Hektare, von denen auf die jüngste Erweiterung etwa die Hälfte kommen.

Die Quelle liegt auf der Bergseite dicht an der Mauer, unter einem schneeweißen Kalkfelsen, geziert mit schönen Büschen; sie fließt über bunte Kiesel und entwickelt einen ausgesprochen schwefeligen Geruch; ihre Temperatur, kaum höher als die Durchschnittstemperatur des Jahres, beträgt 23–24° und läßt darauf schließen, daß sie aus nicht allzu großer Tiefe kommt. Die Öffnung ist armesbick, und bewahrt sie, wie man uns sagt, stets dieselbe Weite und Wärme. Wir konnten den Salzgeschmack nicht wahrnehmen, den mehrere Reisende beobachtet haben. Kommt man von der Quelle herab und tritt in die alte Umfassung, so umfängt den Besucher ein Schatten, dem die Wüste eine besondere Frische und ungewohnten Reiz verleiht. Dattelpalmen, Öl bäume und Terebinthenbüsche wechseln mit kleinen Feldern, auf denen die Mönche schönes Gemüse und kräftiges Gras ziehen. Einige Mimosen mit tausend kleinen Gold-Blüthenbüschen durchwürzen die Luft. Hohe Palmbäume, hier und dort vertheilt, beherrschen Alles mit ihren langen Blättern und lassen nur ein gemildertes Licht auf diese Gärten fallen. Diese herrliche Dase könnte noch mehr Anmuth und Frische entwickeln, wenn sie von fleißigeren Händen bebaut würde; aber diese guten Mönche haben keine Ahnung von der Zierlichkeit und Eleganz, die unsere kundigen europäischen Gärtner ihren Beeten zu geben wissen. Sie lassen ihren Gärten in einem etwas vernachlässigten und verwilderten Zu-



stande. Thun sie es vielleicht, um uns mehr an die Strenge des hl. Abtes zu erinnern, der diesen Winkel der Wüste bewässert und bepflanzt hat?

Die alte Kirche von St. Anton befindet sich zwischen dem Garten und den alten Zellen. Treten wir mit Ehrfurcht ein in diesen heiligen Ort und beten wir einige Zeit auf den Knien vor dem Heiligthume mit dem Eifer von Pilgern, die am heiligen Ziele einer beschwerlichen Wallfahrt stehen; beten wir für unsere Brüder und mehr noch für diese armen Mönche, die ein elendes Leben im Schatten des Todes fristen, weit von der wahren Kirche des hl. Paulus und Antonius. Ihre Rückkehr zur Kirche würde vielleicht die Bekehrung mehrerer Bischöfe zur Folge haben und diese ihr Volk in den Schafstall des wahren Hirten hinüberführen. Die Richtung der Kirche geht von Südwest nach Nordost. Sie ist 20 m lang, bei einer Breite von 10 m. Ihr Plan ist nach dem unabänderlichen Muster der alten griechischen und koptischen Kirchen, eine Nachahmung des Tempels von Jerusalem: ein längliches Viereck, der Breite nach in vier Theile gegliedert, zwei für das Volk, einer für die Priester, der letzte als Heiligthum. Das letztere ist durch ein hohes Holzwerk abgetrennt, dessen drei Thore drei einzelne, freistehende Altäre und hinter denselben eine Nische oder Apside sehen lassen. Alle diese Theile des Gebäudes sind von Kuppeln überragt.

Der am weitesten vom Heiligthum entfernte Theil ist der älteste. Die Mauern desselben sind mit Gemälden albyzantinischen Stiles bedeckt; ungeachtet der Verheerungen der Zeit, sind noch die Gestalten von Kriegern, Engeln, Aposteln und das Kind Jesus in den Armen seiner heiligen Mutter kenntlich. Rechts von der Eingangsthüre gewahrt man einen römischen Krieger zu Pferd, das Haupt von einem Heiligenscheine umgeben und eine Lanze in der Hand. Darunter ist eine große Kirche mit zahlreichen Kuppeln abgebildet. Sollte es nicht die Sophienkirche sein und der Kaiser Konstantin, den die Griechen als Heiligen verehrten? Ihm zur Seite ist ein anderer Reiter, ebenfalls mit Heiligenschein. Diese Gemälde scheinen uns den ersten Jahrhunderten byzantinischer Kunst anzugehören; sie verdanken, von irgend einem gelehrten Archäologen studirt zu werden. Dieser erste Theil der Kirche von St. Anton ist von der übrigen Kirche durch eine kleine Mauer getrennt, überragt von einem etwas zugespitzten Bogen. Der Eingangsthüre gegenüber befindet sich eine kleine dunkle Seitenkapelle.

Das Kloster besitzt noch drei andere Kirchen: die der hl. Petrus und Paulus. Dieselben wurden zum Gebrauch der Mönche vor zwei Jahrhunderten gebaut und liegen dicht neben der andern, von der sie nur durch einen Kinnstein getrennt werden,

der zum Garten führt. Die Kirche des hl. Markus ist einem Laienbruder dieses Namens gewidmet, der im Kloster im Rufe der Heiligkeit verstarb. Eine dritte Kirche endlich stößt an die nördliche Seite der neuen Umfassungsmauer. Alle diese Kirchen sind, wie die des hl. Antonius, in vier Theile getheilt. Jeder dieser Theile ist wieder in drei Räume gegliedert, deren jeder seine Kuppel hat. Jede Kirche wird somit von zwölf weißen, gleich großen, symmetrisch in drei Reihen stehenden Kuppeln überragt.

Zwischen der Kirche der Mönche und ihren Zellen erhebt sich ein dicker, viereckiger Thurm, der zum Zufluchtsort bei einem Angriffe dient. Man gelangt über eine Fallbrücke, welche auf die Terrasse der benachbarten Zellen führt, hinein, und findet im Innern alles für eine lange Abspernung Nöthige: Wasserleitung, Herd, Speicher, Kapelle etc. Dieser Zwinger ist weniger beträchtlich und minder fest als die der Klöster Nitriens und scheint vernachlässigt. Offenbar vertrauen die Mönche von St. Anton mehr auf ihre Mauern; auch stehen die Beduinen des Gebirgs augenblicklich in besserem Leumund als die von Nitrien.

Man zeigt uns noch unsern vom Thurme einen alten, feuchten, gewölbten Saal. In der Mitte ist aus Stein eine Art Speisetisch erbaut, zu dessen beiden Seiten sich kleine Mauern von der Höhe einer Bank hinziehen. Dieser Saal dient, wie man uns belehrt, den Mönchen als Refectorium während der Fasten. Sie kauern sich alsdann auf die kleinen Mauern und nehmen ihre Mahlzeit von dem großen Steintisch ein. Während des übrigen Jahres holt sich jeder seine Portion in der gemeinsamen Küche und verzehrt sie, wo es ihm gut scheint.

Die guten Mönche stellen uns für das Abendessen und die Nacht einen reinlichen und neuen Saal zur Verfügung, der ohne Zweifel für Fremde reservirt ist. Man bringt uns unsere Nahrungsmittel auf einer immensen Metallplatte von 1,25 m Länge, die man auf einen Sessel in die Mitte des Saales stellt. Wir kauern uns nach arabischer Sitte auf Teppichen herum. Ein Hammel, in Butter schwimmende Bohnen und Honig bilden unser Mahl. Es scheint, einer von uns hat gefragt, ob man noch im Kloster jenen Wein aus getrockneten Weinbeeren mache, von dem P. Sicard spricht und den er für die heilige Messe zurückwies, in diesem Punkte strenger als unsere heutigen Casuisten. Der P. Ökonomus brachte uns davon am Schluß des Mahles, indem er uns erklärte, er sei bereitet aus trockenen Trauben der griechischen Inseln, deren Beeren einzeln ausgefucht und in einer bestimmten Quantität Wasser in Gährung versetzt werden. (Fortsetzung folgt.)

## Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche.

(Fortsetzung.)

### 4. Die Schulen in Bulgarien.

Bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts hinein stand Bulgarien auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Bildung. Unter dem Landvolk konnte kaum Jemand lesen oder schreiben, und sogar begüterte Grundbesitzer bezeichneten die bezahlten Steuern mit Kerben auf einem der Länge nach gespaltenen Stäbchen, dessen eine Hälfte der Steuereinnnehmer erhielt, während die andere Hälfte dem Steuerpflichtigen verblieb. So oft eine

Steuer bezahlt war, wurden beide Hälften zusammengelegt und eine neue Kerbe so eingeschnitten, daß sie in beiden Stücken des Kernholzes sichtbar war. Ein Betrug war bei dieser Einrichtung freilich nicht leicht, weil keiner der beiden Beteiligten für sich allein eine Kerbe zusetzen oder aus tilgen konnte; von einem hohen Stand der Bildung aber zeugt das Kernholz sicher nicht.

Schulen gab es damals zwar in den größern Städten und mitunter sogar auch in den Dörfern. Allein da die Griechen



das Land beherrschten und die bulgarische Sprache und Nationalität zu verdrängen suchten, so wurde in ihnen nur griechisch gelehrt.

Erst 1833 kam in Grabowo die erste bulgarische Schule zu Stande, und zwar hauptsächlich durch die Bemühungen bulgarischer Kaufleute in Odessa. Seitdem hob sich das Schulwesen bedeutend; in Grabowo allein waren 1871 schon sechs Knaben- und zwei Mädchenschulen mit 1500 Kindern, und im ganzen Lande hatten 10 Jahre nach der Gründung der ersten nationalen Schule schon 53 Nachahmungen stattgefunden. In jüngster Zeit erstanden über 400 Volksschulen; im neuen Fürstenthum Bulgarien ist auch durch Beschluß der Kammer gesetzlich der Schulzwang eingeführt. Dieser Drang nach Bildung stellt den Bulgaren ein um so schöneres Zeugniß aus, weil sie alle ihre Schulen aus eigenen Mitteln und mit eigenen Opfern errichten müssen. Denn die türkische Regierung legt zwar schon seit Jahrhunderten unbarmherzig dem Lande oft unerschwingliche Steuern auf, aber für dessen geistige Interessen läßt sie auch zum geringsten Beitrag sich nicht bereit finden. Das Volk bleibt also ganz sich selbst überlassen, was um so mehr böses Blut im Lande macht, als in Serbien die Regierung auf ihre Kosten Schulen baut und Lehrer anstellt, obschon man dort viel weniger Abgaben entrichtet.

Die Mittel zur Erhaltung der Schulen gewinnt Bulgarien zum Theil aus freiwilligen Beiträgen der Gemeinden; außerdem steuern die Parochialkirchen zwei Drittel ihrer Einnahmen für Kerzen bei, deren Anfertigung und Verkauf ein Vorrecht der Geistlichkeit bildet. Endlich pflegt ein Theil des Gemeindefandes der Schule abgetreten zu werden.

Freilich muß man sich jene Schulen nicht zu glänzend vorstellen. Die Hauptschwierigkeit liegt im Mangel an fähigen Lehrern; denn noch heute bestehen zwei Drittel der Lehrkräfte aus jungen Leuten von 17–24 Jahren, bei denen der gute Wille den Mangel an Erfahrung ersetzen muß. Indes hat man bereits Schritte gethan, um diesem Mißstand abzuhelpen, indem man vor drei Jahren zu Braca und Schumla zwei Lehrerseminarien errichtete, und im Ganzen muß man sagen, daß Bildung und Schule im Lande bedeutende Fortschritte gemacht haben. Der Eifer und die Opferfreudigkeit des Landes für seine Schulen zeigen vielleicht auch am besten, daß noch guter Boden im Volke vorhanden ist, in dem das Samentorn der wahren Lehre Christi gedeihen und Früchte einer echten Bildung hervorbringen kann.



Bulgarin.



Bulgare.

Bei solcher Lage der Dinge wird man es leicht begreifen, daß auch die katholischen Missionäre in Bulgarien, die PP. Resurrectionisten und die französischen Augustiner, einen großen Theil ihrer Arbeit den Schulen zuwenden. Denn gerade auf diesem Gebiete kann am meisten für die Wiedervereinigung mit der wahren Kirche geleistet werden.

Nähere Berichte über die erfreuliche Wirksamkeit dieser Anstalten werden wir später bringen; sie alle legen Zeugniß ab für den segensreichen Einfluß der Schulen; aber alle klagen auch über Mangel an Lehrkräften, namentlich an slavischen Priestern, und über den Mangel an Hilfsmitteln. In Adrianopel z. B. haben die Resurrectionisten ein Pensionat für 70 Zöglinge und eine Schule für mehrere Hundert Kinder; aber das Ganze muß in einem Hause Platz finden, das jeden Augenblick den Einsturz droht. Vor einigen Jahren hat man das alte

Gebäude um wenig Geld gekauft, allein schon jetzt bleibt nur mehr die Wahl, ein anderes Haus entweder zu kaufen oder von Neuem zu bauen. Andernfalls würde einer Anstalt das Obdach fehlen, welche so segensreich für die Sache Gottes sich entwickelt.

##### 5. Die Ursachen des griechisch-bulgarischen Kirchenstreites.

Ein mächtiges Streben und Ringen nach nationaler Selbständigkeit, ein Aufschwung zu neuem geistigem Leben hat seit Jahrzehnten sich der Bulgaren bemächtigt; schon das Ausblühen so vieler Bildungsanstalten in so kurzer Zeit ist ein gewichtiges Zeugniß dafür. Des schweren Druckes, der jahrhundertelangen Mißhandlung seiner Nationalität war

endlich das Volk müde geworden; es erhob sich, um seine frühere kirchliche Selbständigkeit wieder zu erringen, und ruhte nicht, bis dieß Ziel erreicht war. Die schönste Frucht dieser Bestrebungen war der Anschluß eines Theiles der Bulgaren an die katholische Kirche. Eine nähere Darlegung der Verhältnisse, welche ein so glückliches Ereigniß zur Folge hatten, ist also für den Zweck unseres Aufsatzes durchaus nothwendig.

Wie wir schon sagten, war seit den ersten Tagen der Türkenherrschaft in Konstantinopel der griechischen Nation die kirchliche Oberhoheit über die Christen übergeben worden. Griechen waren die Patriarchen, Griechen ein großer Theil der Bischöfe. Diese kirchliche Herrschaft hatten sie erstrebt und suchten sie noch immerfort zu erweitern aus zwei Gründen. Einmal, weil sie ihnen Gelegenheit bot zur Befriedigung ihrer Geldgier, eines Lasters, das in der griechischen Kirche durch die Käuflichkeit





Böglinge der Resurrectionisten in Adrianopel.



aller kirchlichen Stellen allgemein geworden war. Schon gleich zu Beginn der Türkenherrschaft mußte der Patriarch seine Würde vom Sultan sich erkaufen, und zwar um einen hohen Preis. Bereits im Jahre 1573 betrug die Kaufsumme 6000 Dukaten, später erhöhte sie sich noch um das Fünfundzwanzigfache, und dabei sind die Geschenke für Minister und Günstlinge nicht einmal einbegriffen. Einmal in Amt und Würde, suchte der Patriarch sich nun für solche Auslagen wieder zu entschädigen, und er that es, indem er die von ihm abhängigen Bisthümer wiederum verschachtelte, von denen jedes ihm durchschnittlich 4000 Dukaten eintrug. Ähnlichen Handel trieben dann die Bischöfe wiederum mit den Pfarrstellen und den Ämtern in den Klöstern. Welche Subjecte bei solchen Verhältnissen in die höchsten Stellen sich einbrängten, wie das Volk geärgert und besonders auch ausgezogen wurde, läßt sich leicht denken. Konnten doch die Bischöfe trotz des hohen Kaufpreises ihrer Ämter noch glänzend Hof halten.

Ihre kirchliche Herrschaft benutzten die Griechen ferner zur Durchführung eines Lieblingsplanes, des Planes nämlich, die Bulgaren in Sprache und Gesittung zu Griechen zu machen. Sie hatten noch nicht vergessen, daß einstens ihre Nation den Herrscherthron von Konstantinopel inne gehabt hatte, und für die Zukunft mochte noch nicht alle Hoffnung ihnen entschwunden sein. Daher ihr Streben, dem griechischen Element das Übergewicht auf der Halbinsel zu verschaffen, den Bulgaren allmählich den Stempel der griechischen Nationalität aufzudrücken, und so auf friedlichem Wege zu erreichen, was in frühern Jahrhunderten die Waffen der byzantinischen Kaiser nicht zu erlangen vermochten. Um zu ihrem Ziel zu kommen, wurden zunächst alle einflußreichen Stellen nur mit Griechen besetzt. Nur Griechen gelangten auf die Bischofsstühle, nur an Griechen ertheilten diese die Priesterweihe. Nur Griechisch war die Unterrichtssprache in dem einzigen Priesterseminar des Patriarchen; viele der schismatischen Geistlichen verstanden nicht einmal die slavische Sprache ihrer Pflegebefohlenen. Mit den griechischen Priestern kamen dann auch griechische Kirchenbücher an, welche die slavischen verdrängen sollten. In der That fand man den slavischen Gottesdienst bald nur noch auf den Dörfern, und auch hier kam er immer mehr aus der Übung.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich indeß noch zwei bulgarische Erzbisthümer erhalten, darunter das Patriarchat Ochrida am See gleichen Namens in Albanien, welches 14 Erzbisthümer und Bisthümer unter sich hatte. Den Ränken der Griechen aber fielen auch diese letzten Reste der albulgarischen Kirche im Jahre 1747 zum Opfer. Auf Befehl des Sultans wurden beide Erzbisthümer zugleich mit dem letzten selbständigen serbischen Bischofsitz Jpel ihrer Unabhängigkeit beraubt und mit dem griechischen Patriarchat vereinigt.

Von diesem Zeitpunkte an wuchs mit jedem Tag die Übermacht des Griechenthums. Griechisch wurde die Sprache der gebildeten Stände und des wissenschaftlichen Lebens, da in den bestehenden Schulen nur mehr griechisch gelehrt wurde. Schließlich verstand kaum Einer im Lande noch bulgarisch zu lesen und zu schreiben; man bediente sich zum Ausdruck der bulgarischen Laute des griechischen Alphabets, obschon es dazu nichts weniger als geeignet ist. Selbst in den wenigen Dorfschulen wurde griechisch gelehrt, und die armen Dorfsinder mußten ihren Katechismus in einer Sprache auswendig lernen, die sie gar nicht verstanden. Sogar den slavischen Heiligen ward der Krieg erklärt, unter andern z. B. die hl. Cyrillus und Methodius aus dem Kalender gestrichen.

Mit besonderem Hasse verfolgten die griechischen Bischöfe die Überreste der bulgarischen Literatur, diese unliebsamen Zeugen für die slavische Vergangenheit Bulgariens, und besonders zur Zeit ihrer größten Macht, als nach Errichtung des neuen Königreiches Griechenland (1829) das Nationalgefühl der Griechen eine mächtige Anregung erhalten hatte, wurde ein planmäßiger Vernichtungskrieg gegen alle slavischen Alterthümer eröffnet. Bulgarische Handschriften und Bücher, die man durch Feuersbrunst und Kriegsgefahr glücklich gerettet, wurden jetzt ein Opfer des Nationalhasses. So erzählt z. B. Origorowicz, welcher vor 40 Jahren alte bulgarische Handschriften sammelte und zu diesem Zweck viele Reisen in Bulgarien machte, man habe kurz vor seiner Ankunft (1845) im St.-Georgskloster auf dem Berge Athos einen ganzen Haufen slavischer Handschriften verbrannt. Von Augenzeugen hörte er außerdem noch, in Ksepos habe man eine große Menge slavischer Folianten in's Meer geworfen. Ähnliches geschah auch an andern Orten. In Balozedi heizte man mit altslavischen Pergamenten die Ofen, der Obere des Rahumsklosters ließ die ganze slavische Klosterbibliothek verbrennen, und als im Kloster Menikeon ein Reisender bei Besichtigung der griechischen Bibliothek nach slavischen Büchern fragte, konnte man ihm nur noch von der Vernichtung derselben durch das Feuer erzählen.

Bisweilen vertilgte man die bulgarischen Documente sogar öffentlich. Im Jahre 1823 verlangte Bischof Joachim von den Bauern in Cerowenia bei Berkowica die Vernichtung aller bulgarischen Bücher und Heiligenbilder, für welche letztere er ihnen Bilder von griechischen Heiligen zu geben versprach. Die Bauern waren wüthend, denn obgleich des Lesens unkundig, fühlten sie dennoch das Unrecht der Maßregel; aber sie mußten gehorchen. Nur einen Theil der geächteten Schriften konnten sie durch Vergraben in die Erde den Augen des Bischofs entziehen. Als man später, während des Streites zwischen Griechen und Bulgaren, um Beweisstücke gegen die Griechen sich bemühte, grub man an der Stelle nach, an welcher der Überlieferung gemäß die geretteten Bücher sich befanden, und wirklich stieß man daselbst auf Reste von Pergamenten und Stücken von Bilderrahmen.

Am meisten zu bedauern ist der Untergang der Bibliotheken in großen Städten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die wichtigsten geschichtlichen Documente enthielten. Bei der Kirche des alten Patriarchalsitzes Tirnowa z. B. entdeckte im Jahre 1825 der Metropolit Hilarion ein kleines gewölbtes Gebäude, das mit Büchern und albulgarischen Handschriften angefüllt war. Er wählte daraus nur wenige griechische Bücher, für die übrigen ließ er in seinem Garten einen Holzstoß errichten, auf welchem die alten Pergamente bald lustig emporprasselten. So ging die Bibliothek der Patriarchen von Tirnowa zu Grunde!

Während so die Griechen immer mehr Unzufriedenheit unter dem bulgarischen Volke säeten, breitete sich von Norden her ein Einfluß aus, der die verhängnißvolle Saat bald zur Reife bringen sollte. Durch Agenten im Lande, slavische Schriften und Bücher, Schulen in Kiew, Moskau, Petersburg begann Rußland das Nationalgefühl der für seine Pläne so wichtigen Nachbarn von Konstantinopel zu wecken und zu pflegen, die Unzufriedenheit mit der türkischen und griechischen Herrschaft immer mehr anzustacheln. Schon in den russisch-türkischen Kriegen von 1809 und 1828 kam es zu einzelnen blutigen Aufständen der Bulgaren, und später war die russische Agitation eine der Hauptursachen bei den mehr friedlichen nationalen Bestrebungen.



Daß es Rußland nicht um Befreiung Bulgariens, sondern einzig um Eroberung der Balkanhalbinsel zu thun war, zeigt z. B. der Friedensschluß nach dem Kriege von 1809, welcher die Bulgaren der Gnade des Sultans ohne Weiteres überließ. Noch deutlicher zeigte sich die Gesinnung Rußlands im folgenden Türkenkrieg von 1829. Als Mamarow, der an der Spitze der bulgarischen Freiwilligen die Russen kräftig unterstützt hatte, einen günstigen Augenblick benutzte und Bulgarien für unabhängig von der türkischen Herrschaft erklärte, ließ der russische General Diebitsch ihn sofort gefangen setzen, und erst nach dem Friedensschluß erhielt er seine Freiheit wieder. Dem Volke drückte Diebitsch sein Beileid aus, daß er nichts für dasselbe thun könne, und vertröstete es auf bessere Zeiten. Hoffnung auf eine bessere Zukunft that nun freilich sehr Noth, denn die damalige Lage des Landes war über alle Beschreibung traurig. Tausende von Menschen fanden unter dem Schwerte wilder Barbaren den Tod, viele Dörfer wurden in Aschenhaufen verwandelt, selbst einige Städte sanken in Trümmer. Das arme Volk streifte in der drückendsten Noth in Bergen und Wäldern umher. In Folge des Elends begannen jetzt Massenauwanderungen nach Rußland, welche im Laufe der nächsten Zeit immer mehr an Umfang zunahmen. Im Jahre 1829 kamen etwa 3900 bulgarische Familien, ungefähr 25 000 Personen, nach der südrussischen Provinz Bessarabien; 30 Jahre später zählte man

dieselbst in 83 Ortschaften schon 70 000 Bulgaren. Viele wanderten auch nach Rumänien aus.

Aber gerade diese bulgarischen Kolonisten im Auslande wurden die Herde und Brennpunkte der nationalen Bewegung. Die russische Regierung nahm sich der Flüchtlinge an, errichtete ihnen Schulen und benutzte dieselben, um das Nationalgefühl der Slaven zu wecken, die Begeisterung für slavische Sitte, slavische Sprache, slavische Bildung anzufachen, und der Gedanke, für die Unabhängigkeit Bulgariens thätig zu sein, faßte in vielen Köpfen Wurzel. Durch die Bemühungen reicher Kaufleute im Auslande kam 1833 die erste bulgarische Schule zu Stande, bulgarische Bücher erschienen zu Odessa, Wien, in Rumänien, der Walachei, und fanden in Bulgarien reiche Verbreitung. Allmählich begann die slavische Bildung wieder die Oberhand über das Griechenthum zu gewinnen. Freilich hatte diese slavische Bildung einen stark russischen Beigeschmack.

In Bulgarien selbst war unterdessen noch eine andere, stille aber ausdauernde Gewalt für die Erhaltung der väterlichen Sitten und Gebräuche thätig. Es waren dies die Gemeinden des Landvolkes mit ihren selbstgewählten Vorstehern (Kmeten) an der Spitze. Mit eiserner Zähigkeit hielt man da fest an der ererbten Sprache und Sitte. Langsam reiften so die Verhältnisse einer Katastrophe entgegen, die bald nach dem Krimkriege eintreten sollte. (Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten aus den Missionen.

### Serbien.

Der hochw. Herr Wilhelm Czoł, apostol. Missionär, schreibt uns aus Niß den 30. März 1885:

„Mit großer Freude theile ich Ihnen mit, daß die hiesige Mission in der Geburtsstadt Constantins des Großen, des ersten Christlichen Kaisers, im Auftrage des hochw. Herrn Joseph Stroßmayer, Bischofs von Diacovar in Slavonien und apostol. Vikars von Serbien, durch den hochw. apostol. Missionär Herrn P. Lombini de Quarenghi, Vicesgerens des gedachten Bischofs für die Missionen in Serbien, am 30. November 1884 eröffnet und am 15. dieses Monats meiner Leitung anvertraut worden ist. Dieselbe entwickelt nun, nicht allein auf Grund des Berliner Vertrages und der hiesigen Landesgesetze, welche jeder Confession volle Religionsfreiheit garantiren, sondern auch mit formeller Genehmigung der königlich serbischen Regierung, ihre civilisatorische Thätigkeit in einem gemiethten Hause, in welchem außer einer katakombenähnlichen Kapelle zwei Schulklassen und zwei Wohnzimmer für den Missionär und den Lehrer eingerichtet sind. In der Kapelle wird der Gottesdienst nach lateinischem Ritus gehalten, während die Katechesen nebst Predigten in Rücksicht auf die Katholiken verschiedener Nationalitäten in vier Sprachen: serbisch, französisch, italienisch und deutsch, vorgelesen werden. Die Missionschule, welche am 9. Februar durch P. Lombini mit 12 Kindern eröffnet worden und an welcher vorläufig ein italienischer Lehrer den Elementarunterricht erteilt, zählt bereits 24 katholische Knaben, die größtentheils armen Familien angehören. Von Mädchen haben sich bis jetzt 18 gemeldet; diese empfangen dreimal wöchentlich Religionsunterricht.

Da aber diese neue Missionsstation — die erste, welche im Königreich Serbien ihre Wirksamkeit frei und öffentlich entfalten kann — sich in sehr ärmlichen Verhältnissen befindet

und keine anderen Hilfsquellen besitzt, als die gnädige Vorsehung Gottes, so nehme ich hiermit, in vollem Einverständnisse mit dem ebengedachten bischöflichen Vertreter, meine Zuflucht zu der hochgeehrten Redaction der 'Katholischen Missionen', dieselbe ersuchend, der mir anvertrauten Mission in Liebe gedenken und dieselbe gleich anderen armen Missionsstationen durch gütige Gewährung von Almosen unterstützen zu wollen. Jede milde Gabe, auch die kleinste, wird mit Dankbarkeit angenommen, und wird es auch eine heilige Pflicht meiner Mission sein, die edlen Wohlthäter derselben in das tägliche Gebet einzuschließen.“

### Armenien.

Die Briefe aus Kleinasien erzählen uns von langsamen, aber stetigen und wohlgegründeten Fortschritten der Mission, welche Se. Heiligkeit Leo XIII. in ganz besonderer Weise den aus Frankreich vertriebenen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu übertragen hat. Die Schulen der Missionsstationen von Amasia, Tokat, Siwas, Adana, Marşivan, welche unsere Leser bereits kennen, entwickeln trotz aller Schwierigkeiten eine segensreiche Wirksamkeit. Was die letztgenannte Station, Marşivan, angeht, schreibt P. Chauvet, daß die Missionäre zu Pfingsten 1884 nicht weniger als 46 Kinder zur ersten heiligen Communion führten; 33 davon waren vom Schisma zur katholischen Einheit zurückgeführt worden. P. Chauvet erzählt von diesen jugendlichen Convertiten schöne Beispiele:

„Eines dieser Kinder hegte schon lange den Wunsch, seine erste heilige Communion in unserer Kirche zu empfangen. Es war ein Knabe, welcher in der Schule sehr fleißig war und stets unsern Gottesdienst besuchte; niemals wollte er in die Schule der Schismatiker gehen; aber der Vater wollte nicht erlauben, daß er in unserer Kirche communicire. Wir ratheten ihm, seine Gebete zu verdoppeln, und siehe da, ganz unerwarteter Weise gab der Vater anläßlich eines Höflichkeitsbesuches die ersuchte Zustimmung. Als bald ging der Knabe zur heiligen Weicht,



wohnte dann dem Communionunterricht bei und bereitete sich mit ganzem Herzen auf den Empfang der ersten heiligen Communion vor. Er war der größte unter den Knaben und wurde dazu ausersehen, mit lauter Stimme die Erneuerung der Taufgelübde vorzulesen.

Ein anderer Knabe hatte eben eine schwere Krankheit überstanden und wollte sich durch seine Schwäche nicht von dem Empfange der heiligen Communion zurückhalten lassen. Er hat eine außerordentliche Gnade empfangen; ohne eine Art Wunder hätte er nicht zum Tische des Herrn gehen können. Gegen den 10. Mai besiel ihn ein typhöses Fieber; er konnte nicht mehr in die Schule und in den Communionunterricht kommen, und das war sein größtes Leid. Wir trösteten ihn,

so gut wir konnten, indem wir ihm sagten, wenn er nicht mit den Andern zum Tische des Herrn kommen könne, so würden wir den Heiland zu ihm bringen. Wir waren schon überzeugt, das letztere würde der Fall sein; denn die Krankheit wurde stets bedenklicher. Da hatte unser Oberer den glücklichen Gedanken, dem Knaben Ignatiuswasser zu geben. Sofort stellte sich Genesung ein. Der Vater des Knaben schilderte die Wirkung des geweihten Wassers also: „Der Medizintrank, den Sie gegeben haben, brach das Fieber und stillte die Schmerzen meines Kindes, das alsbald einschlafen konnte.“ Der Knabe selbst sagte: „Es war mir, als ob man mir den Magen und die Eingeweide herauszöge; dann habe ich geschlafen und fühlte mich sofort genesen.“



Türkische Polzeisoldaten.

P. Rougier schreibt zu Anfang dieses Schuljahres ebenfalls aus Marivan:

„Unsere Schulen werden von 142 Knaben und 170 Mädchen, im Ganzen also von 312 Kindern besucht. Die schismatischen Armenier machen die Augen weit auf und suchen unsere Unterrichtsmethode nachzuahmen, was ihnen aber nicht gelingen will. Nach den Verordnungen, welche die Türkei vor einem Duzend Jahren in Betreff der armenischen Kirchenverwaltung erließ, liegt alle Macht in den Händen der Laien; sie haben die Verwaltung der sehr beträchtlichen Kirchengüter an sich gebracht, und seither ist die Unordnung groß. Natürlich sind diese Laien, die an so wohl gedeckten Tischen sitzen, unsere größten Feinde. Der schismatisch-armenische Patriarch ist seit

dem letzten Kriege etwas in Abhängigkeit vom Czaren gekommen, der ihm weniger Freiheit als der Sultan gewährt. Es ist zu hoffen, daß die Armenier denn doch die milde Leitung des Papstes dem schweren russischen Joch vorziehen werden.“

Aus einem Briefe P. Brunels entnehmen wir eine kurze Notiz über die Mission Tokat und ein kleines Reiseabenteuer:

„P. Reider, der Obere der Mission von Tokat, war zu unserem Schlußexamen nach Marivan gekommen, welches glänzend verlief. Die Zuhörer staunten, als sie die Schüler unserer obersten Klasse mit solcher Sicherheit die Geographie aussagen, die Maß- und Gewichtstabellen erklären und die Geschichte der Babylonier, Assyrier, Meder, Perser und Armenier erzählen hörten. P. Reider sollte nun aber auch unsere beiden Seiten-



altäre malen, welche P. Rougier machen ließ, und so entschloß ich mich, inzwischen nach dem drei Tagereisen entfernten Tokat zu gehen, um dem P. David, der allein geblieben war, zu helfen. Glücklicherweise kam ich nach Tokat, wo unsere Patres ein geräumiges Haus und einen großen Garten gekauft haben. Mit einigen Umbauten werden sie in demselben eine passende Kirche, Schulzimmer und davor Spielplätze einrichten können; kurz, die Mission von Tokat entwickelt sich nach Wunsch. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen reiste ich nach Marivan zurück. Bei dieser Gelegenheit sah ich nun mit eigenen Augen acht Räuber, welche seit mehreren Tagen in den engen Bergpässen lagerten, um den Reisenden die Börse abzunehmen. Die Herberge, in welcher man nach dem ersten Reisetage einkehren muß, liegt ganz einsam in den Bergen; auf 5 Stunden diesseits und jenseits derselben findet sich keine Wohnung. 50 Schritte von dieser Herberge hatten die acht Räuber ihr Zelt aufgeschlagen. Schon P. Reider hatte uns bei seiner Ankunft in Tokat erzählt, die Bande habe am Vorabend seiner Vorbeirise daselbst zwei Karawanen überfallen und 20 Personen verwundet. So hatte er denn auch die Herberge mit Soldaten besetzt gefunden, und ich glaubte deshalb, die Räuber würden das Weite gesucht haben. Kaum war ich angekommen, so fragte ich den Wirth, ob die Soldaten die Räuber gefangen hätten. „Reden Sie doch nicht so laut,“ entgegnete er; „die Räuber streichen um's Haus herum, und vielleicht hören sie gerade jetzt, was wir sagen.“ — Das war wenig beruhigend! „Die Soldaten hatten nicht den Muth, die Räuber anzugreifen,“ fuhr der Wirth fort; „das haben die Schnapphähne bald gemerkt und sind jetzt frecher als vorher. Während des Tages zwingen sie mich, ihnen den Reis zu kochen, und Abends spät und Morgens früh überfallen sie die Reisenden. Doch glaube ich nicht, daß Sie heute Nacht in meiner Herberge überfallen werden; morgen aber stehe ich für nichts gut.“ Wir waren unserer zehn Reisende, darunter befand sich ein Stellvertreter des Richters von Siwas, der sich nach Samsun begab. Ich sagte zu ihm: „Wie kommt es, daß man nicht alle Zaph-tiers (Polizeisoldaten) der ganzen Gegend gegen diese Räuberbande aufbietet?“ — „Die Polizeisoldaten haben Angst,“ entgegnete er. Es befanden sich zwei Wächter des Engpasses in der Herberge. Am nächsten Morgen befahl ihnen der Stellvertreter des Richters, die Waffen zu ergreifen und uns bis an's Ende des Engpasses zu begleiten. Sie stellten sich an die Spitze des Zuges; aber ihr Schritt war so wenig sicher, daß man sie für zum Tode Verurtheilte halten konnte. Beim Aufbruche sagte der Wirth die folgenden wenig erfreulichen Worte: „Wenn Ihnen etwas zustossen sollte, so schreiben Sie es nicht mir auf die Rechnung.“ 50 Schritte von der Herberge gewahrten wir in einer engen Bergschlucht ein großes Feuer. Alle Reisenden schauten hin und konnten sich die acht Räuber, welche am Feuer saßen, mit Muße betrachten; sie waren keine 20 Schritte vom Wege entfernt. Wir zogen unbehelligt vorüber. Ich weiß nicht, ob die Wegelagerer wußten, daß sich der Stellvertreter des Richters von Siwas bei uns befinde, oder ob die Vorsehung uns sonst beschützt hat, daß sie uns friedlich unseres Weges ziehen ließen; in jedem Falle sage ich: Deo gratias! (Gott sei Dank!)

Zu Kaisarie, dem alten Cäsarea, der Hauptstadt **Kappadociens**, hat die Mission von Armenien im Herbst 1883 ebenfalls eine Station eröffnet. Zwei Briefe aus dieser berühmten Stadt liegen uns vor, beide aus dem November 1884; in dem ersten erzählt uns P. Girard S. J. seine Reise nach Kappadocien, und da

er auf derselben die Hauptpunkte der armenischen Missionsthätigkeit berührte, wird man den Brief nicht ohne Interesse lesen:

„Der Bosphorus ist sehr schön, nicht so langgestreckt, aber fast ebenso gut besetzt als die Dardanellen. Die Fahrt auf dem Schwarzen Meere wurde durch einen Sturm gewürzt, wobei es furchtbar blühte und donnerte; ich war in meiner Cabine und merkte wenig davon. Zu Samsun<sup>1</sup> stiegen wir an's Land. Die Schiffe halten weit vom Ufer, und man muß über einen alten, halb in Trümmern liegenden Hafendamm den Strand gewinnen. Wir mußten durch den ganzen Ort, um zur Wohnung des Kapuzinerpater's Damian zu gelangen. Er nahm uns wie alte Freunde auf und hat dieselbe Gastfreundschaft allen unsern Patres bewiesen; alle kennt er und hat uns die besten Grüße für jeden Einzelnen aufgetragen. Der armenisch-katholische Pfarrer besuchte uns bei ihm. Bei unserer Abreise übergab ich dem trefflichen P. Damian ein hübsches Almosen als Beitrag zum Bau der schönen Kirche, welche eben aufgeführt wird, und wünschte ihm Gottes Segen dazu, daß er sie vor Winter noch unter Dach bringe.

Zwei zweispännige bedeckte Karren, welche von Türken geführt wurden, rollten mit uns auf dem Wege nach Amasia. Auf dem einen befand ich mich mit dem Fuhrmann und dem größten Theile unseres Gepäcks allein. Er gab sich Mühe, mich türkisch zu lehren; er lehrte mich zählen und nannte mir die Namen der Früchte und Thiere, die wir trafen; allein unser Gespräch war doch immer von kurzer Dauer. Ich hatte inzwischen genug zu thun, mir das Land anzusehen: Tabak, Oliven, Feigenbäume, Hirse und Anis, wenn ich nicht irre, bedeckten die ersten Hügelreihen; weiterhin sah ich Saatselder, Maispflanzungen, Weiden. Dann ging es in die Berge hinein, welche dort noch mit Wald bestanden sind. Wir hatten gute Pferde und Fuhrleute, welche den Muth nicht verloren; es ging immer vorwärts, jedoch selten auf der Straße, an welcher schon seit mehreren Jahren gebaut wird, aber ohne Aussicht, daß sie bald fertig sei. Die erste Nacht brachten wir in einem elenden Khan (Herberge) zu. Die Wände aus Baumstämmen ließen den Wind durch; es war kalt, wir hatten zwar ein Licht, aber kein Feuer, und so zog ich mir einige kleine Leiden zu, welche ich ein paar Tage nicht los werden konnte. Meine Gefährten waren nicht so schwach. Am andern Morgen erreichten wir Kamsa, „die Wasserstadt“; dort sah ich einen so schönen Khan, daß er sich nur mit dem in Kaisarie vergleichen läßt.

Von Amasia, das wir am dritten Tage erreichten, will ich nicht viel reden: Haus, Garten, Kirche und Schulen sind geräumig, die Schulkinder zahlreich. P. Brunel predigt auf armenisch, daß die Katholiken ein wahres Hochgefühl ergreift. So laden sie die Schismatiker ein, diese Predigten zu besuchen, indem sie ihnen sagen, sie hätten noch nie etwas Ähnliches gehört. Einmal kam auch der schismatische Prediger; er soll am Ende des Vortrages gesagt haben, es sei geradezu wunderbar, daß ein Fremder sich ihrer Sprache mit solcher Leichtigkeit beidiene. Ich besuchte eine armenische Familie; der älteste Sohn, ein junger Mensch von 17—18 Jahren, hat eine Spielzeug-Lokomotive verfertigt. Der Dampfkessel ist höchst einfach, aber die Cylinder, Schieberkasten, Pleustangen und der ganze Mechanismus sind vortrefflich ausgeführt. Der Knabe hat noch nie eine Eisenbahn gesehen, sondern hat seine

<sup>1</sup> Vgl. zu dieser Reise den „*Missions-Atlas*“, Karte 4.



Lokomotive nach Zeichnungen und Erklärungen gemacht; er will eine Miniaturbahn rund um den väterlichen Garten anlegen. Diese Wunder hat der Unterricht P. Odbons veranlaßt. Ein Schmied, der die Lokomotive sah, drückte sein Staunen in den Worten aus: Wo hat der Junge seinen Kopf gestohlen?

In der Nähe von Siwas, dem alten Sebaste, forberte mein Fuhrmann einen andern dadurch zu einer tollen Wettfahrt heraus, daß er dessen Gefährt überholte. Mehr als eine Stunde rasten beide hintereinander her, wobei alle Kraft der Pferde und die ganze Geschicklichkeit der Fuhrleute aufgeboten wurde. Ich besuchte das katholische Dorf Perkenit, das, wie es scheint, durch die Väter unserer Gesellschaft bekehrt wurde; auch das Grab unseres P. Gras in der Sakristei der armenischen Kirche ließ ich mir zeigen<sup>1</sup>.

Die Kinder in unseren Schulen reden geläufig französisch. Die Kleineren schreiben auf Sand, wie weiland Archimedes, die Mittleren auf Schiefertafeln, und nur die Größten dürfen auf Papier schreiben. Die Schüler haben eine Musikbände, einen Sängerkhor; es ist aber Alles noch im Werden. Man zeigte mir Zeichnungen eines Knaben, welche ich für Vorlagen hielt; so genau waren sie ausgeführt. Kurz, an der ganzen Missionsstation von Siwas ist nur das Eine schlimm, daß das Haus nicht unser Eigen ist.

Von Siwas an war ich allein mit meinem Fuhrmann; derselbe hatte aber eine so große Angst vor Räubern (gewöhnlich sind es Circassier), daß er auf eigene Kosten einen Zaphier (Polizeisoldaten) über die Berge mitnahm. Das Land ist gänzlich von Wald entblößt. Die Berge sind kahl, die Hügel dienen als Eristen, und nur die Thalsohle wird angebaut. Die Dörfer liegen in Bergschluchten verborgen und gewöhnlich so weit vom Wege ab, daß man meinen möchte, sie fürchteten ihn; die Reise verlief ohne störenden Zwischenfall. Die erste Nacht brachte ich in einem Weiler, die zweite in einem Städtchen zu, wo ich der Gegenstand der öffentlichen Neugierde war. Die Leute waren aber keineswegs bössartig; ich blieb ruhig in meinem Karren und sagte all mein Türkisch herunter, das ich auf der Reise gelernt hatte. Dabei machte ich die Erfahrung, daß die Leute mich besser verstanden, als ich sie. Endlich kam ich glücklich nach Kaisarie, am Abende eines Muttergottesfestes. Die Mission macht hier langsame, aber sichere Fortschritte. Wir arbeiten für die Ewigkeit. Ein Volk bekehren, ist keine kleine Aufgabe."

Der Brief P. Girards hat uns nach Kaisarie geführt. Die Zustände der altbewährten Stadt und namentlich die Anfänge der neuen katholischen Mission daselbst wird uns ein Schreiben des P. de Saint-Albin S. J. schildern. Der Brief ist datirt: Mission des hl. Basilus in Cäsarea, den 6. November 1884:

<sup>1</sup> Jahrgang 1883 S. 103 werden unsere Leser einen Brief des hochw. P. Gras finden. Der elfrige Missionär starb am 18. November 1883 am Typhus auf seinem Missionsposten; wir fügen unser heutigen Nummer (S. 152) sein Bild bei. Derselbe war zu Mons in der Diöcese Fréjus am 14. November 1829 geboren, trat im September 1852 zu Vignon in's Noviziat der Gesellschaft Jesu, wirkte viele Jahre als Missionär zu Oran in Algier und eilte dann, als die Jesuiten in Folge der französischen Ordensgesetze Algier verlassen mußten, muthig nach dem neuen Arbeitsfelde in Kleinasien, wo er die Station Siwas, so berühmt durch die 40 Martyrer von Sebaste, gründete und nun in der armenisch-katholischen Kirche dem Tage der Auferstehung entgegen schlummert. R. I. P.

„Voriges Jahr um diese Zeit eröffneten wir unsere Missionsarbeit mit einer feierlichen Heilig-Geist-Messe, ohne daß wir auch nur einen einzigen Schüler in unserer kleinen Schule hatten. Einige Regierungsbeamte hatten uns wiederholt so klar und deutlich verboten, die Schule zu eröffnen, daß jeder Andere, ausgenommen ein katholischer Missionär, Angst vor dem Schritte gehabt hätte. Die Eltern waren natürlich zu so viel Muth nicht verpflichtet, und wer die Regierung nicht fürchtete, fürchtete sich vor dem: „Was werden die Leute sagen?“ Wir unsererseits theilten weder Programme noch Einladungen aus und beschränkten uns darauf, die Thüre nicht zu schließen. Dabei beteten wir, und am Ende der ersten Woche schickte uns der heilige Geist den ersten Schüler; am Ende der folgenden Woche hatten wir schon ihrer 30. Heute zählen wir 52, ein Duzend Erwachsener nicht gerechnet, die jeden Abend französischen Cours haben. Wir hätten leicht eine größere Zahl Schüler aufnehmen können, aber das Bessere ist oft der Feind des Guten; wir müssen uns langsam an die Leute gewöhnen; wir dürfen den Zorn unserer Feinde nicht herausfordern. So nahmen wir bis jetzt nur Schüler auf, die fließend armenisch lesen können. Diese Sprache hat 36 Buchstaben, von denen sich einige schrecklich ähnlich sehen, so daß es bei manchen Kindern lange geht, bis sie geläufig lesen können. Endlich mangelt es uns auch an Raum; wir wohnen in einem auf nur zwei Jahre gemietheten Hause und können deshalb die für eine größere Zahl nöthigen Umbauten nicht vornehmen. Nächstes Jahr vielleicht wird Alles besser werden, wenn wir die Mittel finden.

Neulich stellten wir uns dem Wali von Angora vor, welcher die Provinz visitirte; er wollte uns sehen. „Sie verfolgen hier einen doppelten Zweck,“ sagte er ziemlich barsch im Verlaufe des Besuchs. „Und der wäre, Excellenz?“ antwortete ich. „Der erste Zweck ist der Unterricht, ein menschenfreundlicher Zweck! Jedermann muß Ihnen dafür dankbar sein. Der andere Zweck — ich hielt meinen Athem an — ist die Ausbreitung Ihrer religiösen Einheit. Dieser Zweck hat wenig Nutzen; es ist kaum der Mühe werth, sich damit zu befassen.“ Dagegen hätte sich nun Bielerlei sagen lassen; ich hielt es aber für das Beste, einfach zu erklären, wir nöthigten ja den Religionsunterricht Niemanden auf. Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, mit einem Manne aus dem Gefolge des Wali über dieses Gespräch zu reden. „Der Wali achtet Sie,“ sagte mir der Herr. „Weshalb?“ fragte ich. „Weil er den Ewigen Juden gelesen hat.“ (In der That ist dieser Schandroman Eugen Sue's, wie manche ähnliche, in's Armenische und Türkische übersetzt.) „Das verstehe ich nicht,“ entgegnete ich. „Sind denn die Jesuiten im Ewigen Juden nicht als Ränkeschmeie, Betrüger und Gauner dargestellt?“ — „Ganz gewiß; aber das Alles sind in den Augen eines Türken ebensoviele Vorzüge.“ — Durch den Ewigen Juden zur Achtung des Jesuitenordens kommen — das ist doch kein kleiner Umweg, und die Wenigsten werden auf diesem Pfade zu dem Ziele kommen!

Wir haben hier mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen. Ein sehr verbreitetes ist der Glaube, wir erdrosselten die Kranken, sobald wir ihnen die heilige Ölung gegeben hätten. Dazu sollen wir uns des Gürtels bedienen, und die Leute sagen, der Strick, den die Väter Kapuziner tragen, sei dafür doch praktischer, als Luchsgürtel. Aber weshalb denn die Kranken erwürgen? Weil ein Mensch, der die heilige Ölung empfangen habe, zur Enthaltbarkeit verpflichtet sei, sagen sie, und



weil man ihn im Falle der Genesung nicht der Gefahr eines Gottesraubes aussetzen dürfe (1).

Unsere Hauptarbeit ist der Schulunterricht. Die Kirche ist zu klein und ungenügend. Wir halten an Sonntagen eine Predigt und eine Katechese, wobei freilich unser Türkisch noch zu wünschen übrig läßt. Mit dem Latein als gottesdienstlicher Sprache will man sich noch nicht befreunden, obschon man das Armenische der Liturgie ebenso wenig versteht. Die Frauen beten höchstens zu Hause; in der Kirche sieht man sie sehr selten, und ich glaube wirklich, sie seien der Meinung, das Gebot, am Sonntage eine Messe zu hören, habe keine Geltung für sie. Die Männer halten sich zwar für verpflichtet dazu; aber sie haben die Sitte, während des Sommers am Samstag Abend in die Weinberge zu gehen und den Sonntag dort zu verbringen; so hören sie ebenfalls drei Monate keine Messe, was zur Folge hat, daß sie auch sonst im Besuche des Gottesdienstes nicht eifrig sind. So hat jedes Volk seine Schattenseiten neben seinen Lichtseiten. Die Bewohner von Kaisarie sind nicht auf den Kopf gefallen. Man wird sie mit der Zeit überzeugen, daß sie im Irrthum sind. Auch ihr Herz wird mit der Gnade Gottes zu bewegen sein. Schon sind mehrere einflußreiche junge Leute gewonnen; einer hat sich dieser Tage als katholischer Armenier in die offiziellen Listen eintragen lassen; manche andere sind halb entschlossen, lassen sich aber durch irdische Beweggründe noch zurückhalten. Die Kinder machen viel weniger Schwierigkeiten; sie erkennen die Wahrheit, gewinnen sie lieb und haben bald keinen sehnlicheren Wunsch, als katholisch zu sein. Da handelt es sich nur um die Erlaubniß der Eltern, und diese wird nicht so ungern gegeben. Schon manche haben eingewilligt, und andere werden es wohl bald thun.

Es hat sich hier eine unabhängige Secte gebildet, welche zwischen dem Armenianismus und Protestantismus schwankt. Man nennt ihre Angehörigen Dwebiskar nach dem Namen des Stifters, eines Arztes und frühern Professors, der nach Amerika ging, um dort seine Kenntnisse zu vervollkommen, und der nun von dort außer einem bescheidenen Maße ärztlichen Wissens auch die ächt amerikanische Idee nach Hause brachte, sich seine eigene Religion einzig aus der Bibel zurechtzuschneiden. Er soll der gewandteste Schwäger der Stadt sein und in seinen Vorträgen alle alten Gebräuche der Armenier niederreißen ohne etwas an ihre Stelle zu setzen; auf der andern Seite verwahrt er sich aber ebenso entschieden dagegen, ein Protestant zu sein. Dieser Arzt und Sectenprediger hat sich durch seine Vorträge einen Anhang gemacht. Die schismatischen Armenier haben etwas spät dieses Schisma im Schisma bemerkt und sich dagegen erhoben, indem auch sie eine Gesellschaft junger rebellischer Leute gründeten, welche zweimal wöchentlich Zusammenkünfte hält. . . Wir müssen demnächst etwas Ähnliches anfangen; aber noch fehlt es uns an einer geeigneten Räumlichkeit."

### China.

**Apostol. Vikariat Yunnan.** Mgr. Fenouil, der apostol. Vikar von Yunnan, berichtet über die Opfer der blutigen Verfolgung, welche im letzten November um des katholischen Glaubens willen ermordet wurden, die folgenden Einzelheiten. Dieselben ergängen den Brief des Herrn Charreyre, den wir S. 104 veröffentlichten:

„Im November hatten unsere Christen in Nieder-Yunnan eine Verfolgung zu bestehen, welche zahlreiche Opfer forderte.

Bis jetzt haben wir über 29 derselben Nachricht; sie sind wirklich so heldenmüthig wie Martyrer gestorben. Mit einem einzigen Worte hätten sie ihr Leben retten, ihre Familie der Nachstellung und ihre Habe dem Ruine entziehen können; aber sie sprachen dieses Wort nicht, sondern hielten bis zum letzten Augenblicke die Fahne des Glaubens hoch. Mit einer heiligen Freude und einem ebensov unerschütterlichen als ruhigen Muth vergossen sie ihr Blut. Einer aus ihrer Schaar, über dessen Haupt der Stahl während mehreren Augenblicken gezückt war — zweifelsohne wollte man ihn so zum feigen Abfalle bewegen — mahnte den Henker: „Geschwind — doch nein! laß uns Zeit zum Beten; denn es ist heute Sonntag.“ Die Frau des Hauses, die würdige Gemahlin dieses Christen, rebete die Mörder also an, als dieselben ihr Haus betraten: „Seid ihr da, gute Leute! Ihr wißt nicht, welchen Dienst ihr uns erweist.“

Unter den frommen Christen, von denen ich erzähle, befanden sich auch vier Räuber, welche als Kinder die heilige Taufe empfangen hatten, nachher aber so tief in Laster gefallen waren, daß man kaum eine gute Eigenschaft an ihnen sah. Diese Unglücklichen waren ein Schandfleck der Christengemeinde und die Verzeiher des Missionärs. Als man ihnen aber vorzuschlug, vom Glauben abzufallen, da erwachte trotz aller ihrer Fehler der Glaube ihrer Eltern in ihrem Herzen so mächtig, daß alle vier für die Sache Gottes eintraten und ihr Blut verspritzten. Einer von ihnen sagte zu den Leuten, welche ihm heidnische Tafelchen (mit Götzenbildern) anboten: „Freunde, wir kennen uns Alle gut; ihr wißt, daß ich kein Gewissen habe, das über einen Strohhalme stolpert. Für den geringsten Preis bin ich immer einer der Eueren gewesen. Aber Gott verläugnen und Götzen anbeten — niemals! Ganz bestimmt schlage ich dem den Schädel ein, der es versucht, diese Teufelsdinge in mein Haus zu bringen!“ Nach dieser kräftigen Glaubenserklärung starb der Mann mit seinen drei Gefährten für den heiligen Glauben, dem sie im Leben so wenig Ehre gemacht hatten.

Wenn ich doch mit Bestimmtheit sagen könnte, daß unsere Neubekehrten in der ganzen Provinz denselben Startmuth bewahrt hätten! Aber ich fürchte sehr, daß wir, wenn einmal die Ruhe wieder hergestellt ist und wir unsere Christen zählen können, manchen Abfall zu beklagen haben werden."

Im Südboten grenzt Yunnan an die apostol. Präsektur Kuangsi, welche ebenfalls von Missionären des Pariser Seminars unter Leitung des apostol. Präsektens Mgr. Foucard verwaltet wird. Wie es scheint, sind im Januar und Februar dieses Jahres alle europäischen Missionäre gewaltsam vertrieben worden. Der apostol. Präsekt schreibt aus Hongkong den 22. März:

„Am 4. dieses Monats sind die Patres von Kutsin mit ihren Waisenkindern hier eingetroffen. Auch Herr Quimbretière wurde ausgewiesen, nach Canton geführt und kam den 17. hier an. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die PP. Renault und Poulat am 26. Februar ihre Mission verlassen mußten; sie wollten am 1. März mit einer Barke nach Pakhoi, von wo ein Dampfer sie weiter bringen sollte. Allein inzwischen wurde die ganze Küste blockirt, der Dampfer konnte nicht fahren, und so sind sie zu unserer lebhaften Beunruhigung noch nicht eingetroffen."

Ein Telegramm meldet, daß die beiden Missionäre gerettet sind. Schon längere Zeit herrschte in dem Theile der Mission, welcher an den tongkinesischen Kriegsschauplatz angrenzt, die größte Unsicherheit. Zahlreiche Räuberbanden durchzogen die Gegend, und namentlich die Missionäre und Christen waren ihren Angriffen ausgesetzt. Einen solchen Überfall der Missionsstation Kutsin erzählt uns Herr Barrier wie folgt:



„Auch ich kann Ihnen jetzt einen kleinen Beitrag zur Verfolgungsgeschichte von Kuangsi senden. Am 19. October haben mir die Räuber mitten in der Nacht einen Besuch abgestattet. Ein großer Stein polterte plötzlich gegen die Hausthüre, daß sie krachte und in Trümmer sank, und damit war das Zeichen zum Angriff gegeben. Sofort begann ein Höllenlärm, man hörte nichts mehr als Wuthgeschrei, zahlreiche Flintenschüsse, Artschläge gegen die Thüren. Meine Leute waren alle mehr todt als lebendig und wagten keinen Widerstand. Als endlich auch die Thür meines Zimmers den Schlägen wich, trat ich heraus und vor die Blünderer. „Hier bin ich, den ihr sucht“, sagte ich zu ihnen, „nehmt euch, was ihr wollt, nur schonnt meine Leute.“ Aber sie hörten nicht auf meine Worte, schlugen mir mit ihren Messern die Kleider auf und zogen mich fast gänzlich aus. Dann wurde ich bei den Haaren gepackt, zu Boden gerissen, und zwei Kerle verletzten mir Fußtritte und Faustschläge auf Brust und Rücken. Einer von ihnen stemmte mir den Fuß auf die Schultern, zog mich am Kopfe etwas in die Höhe und schrie mir zu: „Ich werde dich tödten!“ „Du“, was du willst“, antwortete ich ihm, „aber schonne meine Hausgenossen.“ Es schien fast, als wollte er seine Drohung zur That werden lassen; ich fühlte, wie das kalte Messer an meinem Halse vorbeigleitete, und bereitete mich auf den Todesstreich vor. Vor meinem Geiste stand in diesem Augenblick der Gedanke, daß der Jünger nicht über den Meister ist, und ich empfand eine lebhafteste Freude; verweilen wir denn nicht einzig für Jesus Christus und das Heil der Seelen in China und in Mitte der Verfolgungen? Aber sei es nun, daß die Räuber mich nur zu erschrecken beabsichtigten, oder daß sie erst später mich tödten wollten, kurz, sie rissen mich barsch wieder vom Boden auf und führten mich in mein Zimmer zurück. Dort setzten sie mir zwei Revolver auf die Brust: „Rühr dich nicht, oder du bist des Todes!“ und dann begann die Plünderung. Es waren ungefähr 20 Kerle, alle bis an die Zähne bewaffnet, und sie stahlen oder zerschlugen Alles.

Bei dem Durchwühlen und Durchsuchen stießen sie auf ein kleines Kästgen, das wohl kaum etwas Anderes als Nebailen, Crucifixe und Rosenkränze enthielt, aber einen Klang von sich gab, der ihnen süß in den Ohren tönte. Die beiden Räuber, die mich bewachten und die Anführer der Bande zu sein schienen, bemächtigten sich denn auch alsbald des kostbaren Fundes und schleppten ihn fort, während das übrige Gesindel mit der Plünderung fortfuhr. Da also Niemand mehr sich um mich kümmerte, machte ich mich davon, überstieg die Gartenmauer und war bald aus dem Bereich der Räuber. Ich dankte

Gott, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. An die Mandarine habe ich mich oft in Briefen gewandt; ihre Antworten waren voll von schönen Versprechen, aber ihre Kriegsknechte blieben so unverschämt wie früher.

Einzige Ursache des neuen Unglücks sind die Gerüchte, welche hier seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China im Umlauf sind. Am meisten schadete uns eine Proclamation des Vicekönigs von Canton, welche eine große Belohnung für jeden eingelieferten französischen Soldaten verspricht. In unserer Gegend nun ersetzte man in dem Edict die Worte „französischer Soldat“ durch den Ausdruck „Teufel aus der Fremde“, und daraufhin brachten dann zuerst die Leibwachen der Behörden die Sache in Gang. Zuerst begann in Ku-mu das Geschrei gegen uns. „Man wird euern Teufel aus der Fremde tödten“, hieß es, „und euch Christen wird es gerade so gehen.“ „Wir wollen sehen“, schrie man dann

in Kustsin, „ob er noch lange bleibt und ob nach einem Monat das Haus noch steht.“ In Pin-tien endlich haben die Bewaffneten in der Schule eine Statue der seligsten Jungfrau geraubt, Bänke und Tische umgeworfen, fromme Inschriften in den Häusern der Christen zerrissen und den Leuten gesagt, für die Einlieferung des Missionärs seien 800 Taöl als Lohn versprochen, für jeden Christen 50. Der Schrecken unter den Christen ist daher natürlich groß, und ich weiß nicht, ob ich meinen Posten noch lange behaupten kann.“

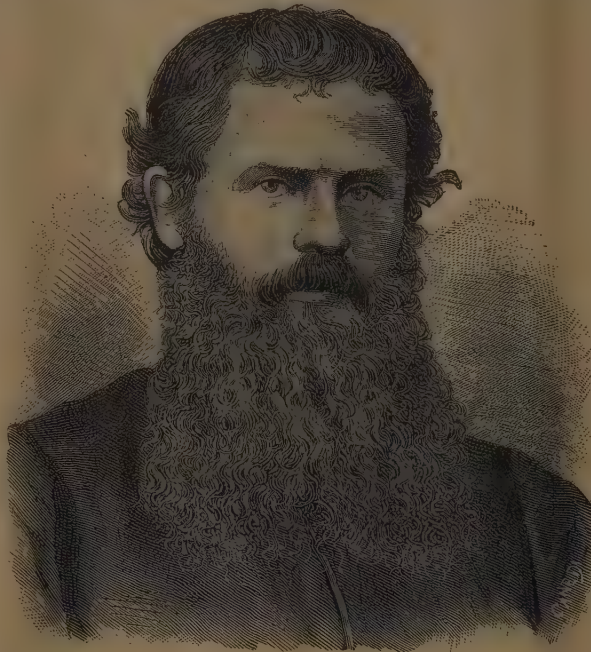
### Hinterindien.

#### Apostol. Vikariat

**Sambodschia.** In unserer letzten Nummer erzählten wir den blutigen Tod des hochw. Herrn Guyomard, der in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar ermordet wurde. Heute können

wir das Porträt dieses Missionärs, der, erst 27 Jahre alt, auf seinem Posten starb, unsern Lesern vorlegen. Gleichzeitig theilen wir den folgenden Brief P. Planets mit, datirt: Vinh-Loi, den 21. Februar 1885. Gewiß war derselbe nicht geeignet, Balsam auf das blutende Herz des apostol. Vikars Mgr. Corbiers zu legen, an den er gerichtet war:

„Bischöfliche Gnaden, ich schulde Ihnen eine Darstellung der Ereignisse, welche sich in dem Bezirke Vanam und in dem meinigen zutrug, während ich mit der Obforge für beide betraut war. Am Samstag, 31. Januar, vernahmen wir die Ermordung des P. Guyomards und vieler anamitischer Christen, wovon ich Sie sofort in Kenntniß setzte. Am Sonntag, am nächsten Morgen, sandte ich eine Barke auf Erkundigungen aus; aber schon nach wenigen Stunden kehrte sie zurück und verbreitete Schrecken unter der Bevölkerung. Die Christen von Tra-bec bei Vanam waren ermordet worden, das Dorf ward



R. P. Gras S. J., † zu Simas 18. Nov. 1883.



geplündert und dann in Brand gesteckt. Ein Augenzeuge erzählte mir, die Rebellen hätten sich am Samstag den 31. Januar unversehens auf das Dorf gestürzt; doch seien die meisten Bewohner durch eilige Flucht dem Tode entronnen; nur zehn seien ergriffen worden. Vor den Anführer der Cambodschaner geschleppt, haben sie ihre Angehörigkeit zur christlichen Religion und ihre Beziehungen zu den Missionären freimüthig eingestanden, und sofort wurden acht niedergehauen. Nur zwei, der Augenzeuge, der mir dieses erzählte und noch ein anderer Mann, wurden verschont. Da sie noch nicht getauft waren, glaubten sie sich zu der Antwort berechtigt, sie seien noch keine Christen, und diese Ausflucht hat ihnen wahrscheinlich das Leben gerettet. Kirche und Dorf und alle Habe gingen in Flammen auf.

Raum einige Stunden nach dem Eintreffen dieser Trauerkunde ließ sich Herr Sandri in seine neue Wohnung nach Ba-me rufen. Er theilte mir mit, daß er einen Streifzug in's Innere habe unternehmen wollen, aber in der Nacht auf eine Schaar von 800 Rebellen gestoßen sei, welche ihn zum Rückzug zwang; ja er mußte sein Leben durch Schwimmen retten, 14 seiner Leute, 28 Gewehre und die ganze Munition in der Gewalt des Feindes lassen. 'Ohne jeden Zweifel werden wir vor Ende des Tages aufs neue angegriffen werden,' sagte er mir, 'und wenn der Angriff nicht hier erfolgt, so werden sie weiter unten über die enlégneren Dörfer herfallen.' Den ganzen Tag waren zu Ba-me die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf; es hieß, einer meiner Christen von Vinh-phuoc sei zu Sroc-cas von den aufständischen Cambodschanern ergriffen und ermordet worden. Alle diese Nachrichten, welche eine um die andere eintrafen und von den zahlreichen Flüchtlingen, welche aus Ober-Cambodscha

nach den Grenzen von Cochinchina flohen, noch übertrieben ausgeschmückt wurden, verbreiteten Schrecken unter unsern Leuten. Zu gleicher Zeit Vanam und die weiter stromabwärts wohnenden Christen zu vertheidigen, war eine Unmöglichkeit; ich hieß deshalb die Letzteren sich an einen sichern Ort zurückziehen und wendete alle meine Sorge Vanam zu, wo es an Leuten und Waffen nicht fehlte und wo man einen geordneten Widerstand versuchen konnte.

In wenigen Stunden war eine aus einer doppelten Bambushecke bestehende Verschanzung am Eingange des Dorfes hergerichtet. Wirklich wurden wir auf dieser Seite am folgenden Morgen von einer etwa 300 Mann starken, mit Piken, Säbeln und einer einzigen Flinte bewaffneten Schaar Cambodschaner angegriffen. Wir auf unserer Seite verfügten über 25 Flinten und über die Kanonen, welche schon einmal unter Ihrem Oberbefehl Vanam gerettet haben. Die Christen erinnerten sich

daran, und wenn es nur von Ihnen, hochwürdigster Herr, abgehangen hätte, so würden Sie sich gewiß noch einmal an unsere Spitze gestellt haben, um uns anzuführen und zu vertheidigen. An Munition fehlte es sehr: überhaupt waren unsere Vertheidigungsmittel mehr auf den Schein als für einen ernstlichen Kampf geeignet. Doch verdanken wir nächst Gott der Schaustellung unserer Waffen die Rettung. Im Augenblicke, da der Angriff erfolgen sollte, erhoben sowohl die Belagerer als die Belagerten ein großes Geschrei; dann schwiegen die Belagerer und schienen sich zu berathen. Inzwischen benützten die Christen diese Pause, um an Gott und ihr Seelenheil zu denken. Einer der angesehensten Männer sprach mit lauter Stimme ein Gebet zur seligsten Jungfrau und alle antworteten; dann kamen diejenigen, welche es während der Nacht noch nicht gethan hatten, zu mir und beichteten. Sie nahmen in der Stunde der Gefahr ihre Zuflucht zu Gott, und Gott kämpfte für sie. Die Rebellen

hielten uns offenbar für zahlreicher und besser bewaffnet, als wir es waren, und verschwanden, einer nach dem andern, im Bambusdickicht; bald sahen wir nur den großen Brand, den die Rebellen angezündet hatten, indem sie sämtliche Wohnungen einschmückten, welche außerhalb der von uns besetzten Vertheidigungslinie standen.

Sofort drängte sich mir der Gedanke auf, die von Vanam zurückgeworfenen Angreifer würden jetzt über die weiter unten gelegenen Christendörfer herfallen und dieselben ohne Widerstand verwüsten. Diese Vermuthung täuschte mich leider nicht, und die Hölle hegte noch einen andern Feind gegen uns, die Heiden, welche im Bunde mit den Aufständischen die schöne Gelegenheit benützten, um ihren alten Rachegedanken an den Christen zu löschen. Während

mehrerer Tage verkündete die Wache, welche auf einer Anhöhe vor Vanam aufgestellt war, nichts als Feuersbrünste auf beiden Ufern des Flusses. Die wenigen Barken, welche ankamen, brachten Meldungen und Einzelheiten über die vollständige Zerstörung der meiner Obhut anvertrauten Christengemeinden. Inzwischen kamen die PP. Janin, Lavaivre und Balours und richteten mich mit ihrem Rathe, ihrem guten Rathe und ihrer Freundschaft auf. Von ihnen vernahm ich, daß die Grenze des Königreiches von Piraten unsicher gemacht werde, welche sich die von den Rebellen verursachte Unordnung zu Nutzen machten und nach Herzenslust raubten und mordeten. So waren unsere Christen von allen Seiten von Feinden und Gefahren umringt, und die Unglücklichen, denen die Hölle so zusetzt, sind erst Keullinge im Glauben! Will Gott unsere Heerde sichten oder will er auch diesen Rekruten des christlichen Kriegsdienstes schon zeigen, daß das Himmelreich Gewalt leide?



Herr Guyomard, Missionär von Cambodscha, ermordet 29. Jan. 1885.



Die Ankunft der Patres belebte den Muth, und das Vertrauen stieg, als man vernahm, daß französische Truppen zur Verfolgung der Rebellen aufgebrochen seien. Meine Anwesenheit in Vanam war nicht ferner nöthig; so nahm ich einige junge Bewaffnete mit und machte mich auf den Weg flugabwärts, um unsere Verluste auszukundschaften. In Vinh-phuoc war die ganze Unterstadt eingekesselt. Ein Brandstifter wurde mit brennender Fackel in der Hand bei der Kirche ergriffen; sie wäre gewiß abgebrannt, wenn ich ihr Strohdach nicht durch ein solideres ersetzt hätte. In Vinh-Loi hat man in Einer Nacht alle von den fliehenden Christen verlassenen Häuser niedergebrannt. Dort wie überall habe ich die Erfahrung gemacht, daß alle Habe, welche Heiden gehört, ausnahmslos verschont wurde. Von der Kirche und meiner Wohnung habe ich nur Trümmer gefunden, die noch rauchten. Der Unglücksschlag hat mir die Hälfte meiner Vorräthe geraubt. Zu Qui-dah wurden die Kirche und einige Häuser eingekesselt. Es war Nacht, als ich durch Vinh-Thanh kam; umsonst versuchte ich, einige Christen zu sammeln; alle waren geflohen und hatten ihr Kirchlein und ihre Wohnungen der Zerstörung preisgegeben; alle Häuser lagen in Asche. Früher beklagte ich mich über meine Armuth; aber die frühere Armuth war Reichthum im Vergleiche zu der jetzigen Lage. Keine Kirche, kein Haus mehr! Meine Christen entweder tobt oder zersprengt auf allen Pfaden nach der Grenze von Cochinchina; ihre Wohnungen eingekesselt, ihre Habe geraubt, ihre Ernte verwüstet, ihr armseliger Handel vernichtet! Ferner steht zu fürchten, daß sie nothgedrungen bei Heiden Schulden machen und sich zu Wucherzinsen verpflichten, welche die christliche Wohlthätigkeit später tilgen muß, um den Verirrten die Rückkehr zur Hürde Christi zu ermöglichen.

Das ist in wenigen Zügen die Lage meines Bezirks und meine Lage. Ich handle nur in Ihrer Meinung, bischöfliche Gnaden, wenn ich jetzt alles anbiete, um die zersprengte Heerde wieder zu vereinigen; denn eine längere Zeit der Trennung müßte ihr Verderben sein. Die Gemeinde Vinh-Loi scheint mir die am meisten ausgeleszte; dort habe ich mich niedergelassen. Der Regierungsbeamte hat uns auf Ihre Bitte 20 Flinten geschickt. Es mangelt uns an Reis, und die Beute können nicht mehr in's Innere gehen und ihren gewohnten Tauschhandel betreiben. Darf ich durch Ihre Vermittlung, hochwürdigster Bischof, auf die Unterstützung der katholischen Mildbthätigkeit hoffen und so das Werk Gottes mitten im Sturme und mitten unter Trümmern fortsetzen?"

### Aquatorial-Afrika.

**Apostol. Vikariat Victoria-Nyanza.** Schon im Jahre 1883 konnten wir die Nachricht bringen, daß der Heilige Vater die Präsektur des Nyanza-Sees zu einem apostol. Vikariat erhob und den Vorn der Mission, Mgr. Linin-ha, zum apostol. Vikar ernannte. Derselbe machte die weite Reise vom Nyanza-See nach Algier über Sanfibar und empfing am 14. September 1884 in Neu-Karthago von St. Eminenz Cardinal Lavigerie die bischöfliche Weihe. Ebenfalls im Jahre 1883 erzählten wir, daß die Missionäre durch die Unruhen im Sudan sich genöthigt sahen, ihre erste und blühendste Mission, die Station Rubaga bei König M'tesa, zeitweilig aufzugeben. Gelegentlich der Ermordung der Missionäre Richard, Morat und Pouplard in der Sahara hatte nämlich Cardinal Lavigerie an alle ihm unterstellten Missionäre den strengen Befehl erlassen, sie sollten ihr Leben nach Möglichkeit schonen. Bei der steigenden Aufregung unter den Arabern im Norden des Nyanza-Sees glaubten also die Missionäre von Rubaga es geboten, die

Station zeitweilig nach dem südwestlichen Gestade des Sees zu verlegen. Am 3. November 1883 verließen sie Rubaga auf Barken, welche der König M'tesa zur Verfügung gestellt hatte, und landeten nach einer Küstenfahrt von 57 Tagen in Rubuma ober Busutuma mit allen Angehörigen der Mission, mit den freigekauften Kindern und einer Anzahl Neubefehlter, welche sich nicht von ihnen trennen wollten. Von Rubuma, wo sie von den kriegerischen Vagandas beunruhigt wurden, siedelten sie später nach Ukumbi über, das am südlichsten Golfe des ungeheuern, 21 500 englische Quadratmeilen großen Sees gelegen ist. Das dortige Land ist von felsigen Hügeln durchzogen. Man zieht daselbst Manioc, Reis, Pataten und „Bubere“, eine Art kleiner Körner, fast wie Senfsörner. Es gibt zahlreiche Herden Rindvieh, Ziegen und Schafe, und die Leute scheinen gut gesinnt zu sein. Leider sind die Missionäre auch an diesem entlegenen Ufer von Vagandas horben heimgesucht worden. P. Strauß, der Obere der Station von Ukumbi, schrieb den 10. Juni 1884 von dem Überfalle wie folgt:

„Als wir uns entschlossen, Busutuma aufzugeben und uns an der Bukumbi-Bucht niederzulassen, war ein Hauptgrund bei diesem Entschlusse die Hoffnung, in Bukumbi außerhalb des Reiches der Vagandas zu sein. Damals hatten in der That die Vagandas noch niemals Bukumbi besucht, sie wußten nicht einmal etwas von der Existenz der Bucht, und so schmeichelten wir uns schon mit der Hoffnung, endlich in Sicherheit vor ihnen zu sein. Da landete plötzlich im letzten Februar eine Flotte von 350 Riganda-Piroguen in unserer Bucht und bedrohte die ganze Muere-Küste (die westliche Küste des Golfes). Zugleich rückten von der Landseite die Vagandas und ihre Verbündeten heran. Sungura hatte diesen Zug veranstaltet, um seinen Feind Roma zu schlagen und dessen Land zu verwüsten. Das Unternehmen gelang; der Doppalangriff von zwei Seiten und die Überzahl der Feinde nöthigten Roma zur Flucht. Von unserem Hause aus sahen wir die Flammen, welche überall aufloberten, je weiter die Vagandas vorrückten, und hörten wir den Ton ihrer großen Kriegspauken, sowie von Zeit zu Zeit die Flintenschüsse, mit welchen sie die Nachzügler der Leute von Muere verfolgten. Die großen Heerden in Muere fielen in die Hände der Sieger; glücklicher Weise aber konnten sie nicht so viele Gefangene machen, als sie gewollt hätten. Frauen und Kinder hatte man schon einige Tage vorher in Sicherheit gebracht, und viele waren nach der Ostküste der Bucht geflohen. Aus Ärger darüber, daß die Beute ihnen auf solche Weise entwischt war, wollten nun die Vagandas auch an's jenseitige Ufer von Bukumbi ziehen, um in diesem Gebiet das gleiche Werk der Verwüstung zu vollbringen; auch dachte man schon daran, an unser Haus Feuer zu legen. Gott und der seligsten Jungfrau sei Dank, daß wir mit der bloßen Furcht davongekommen sind. So schlecht auch sonst Sungura ist, so widersezte er sich doch dießmal dem Plan der Vagandas, wie wir das später von ihm selbst und Andern erfuhren, und einer der Gründe, welche er bei den Anführern geltend machte, war gerade die Anwesenheit der Missionäre in Bukumbi. Wenn sie auf ihrem Plan beständen, lautete seine Drohung, so werde er sofort nach Uganda gehen und sie bei M'tesa verklagen.“

So war also unsere Anwesenheit im Lande eine Schutzwehr für unsere armen Bukumbi. Gott sei dafür gepriesen. Trotzdem aber hat dieser Zug der Vagandas die bisher so ruhigen Sübprovinzen in bedenklicher Weise in Aufregung versetzt. Man fürchtet nämlich mit Recht, daß die Vagandas früher oder später wiederkommen. Sie kennen jetzt die Bucht, und der leichte Sieg in Muere hat sie kühn gemacht. Um der Gefahr



zuwurzukommen, haben wir dem König Mtesa durch Sungura unsere Aufwartung machen lassen und ihn unserer Freundschaft und Friedensliebe versichert. Auch ließen wir ihm sagen, wir gedächten zu ihm zurückzukehren, ohne indeß durch ein festes Versprechen uns zu binden.

Seit unserer Niederlassung hier zu Lande habe ich unter dessen Gelegenheit gehabt, die Gegend nach allen Richtungen zu durchstreifen. Dörfer findet man überall in großer Menge, die Bevölkerung mag der Zahl nach auf die Hälfte der Stämme in Unyamuesi sich belaufen. Die Batumbi schienen uns bisher ziemlich friedliebend und arbeitsam. Immer findet eine bestimmte Anzahl von ihnen bei uns Beschäftigung; sie bieten sich selbst zur Arbeit an und vermietten sich für je 20 Tage um einen Pande, d. h. um  $3\frac{1}{2}$  Francs. Sie sehen, wir vermöhen sie nicht, aber die Leute sind mit diesem Lohne zufrieden, er reicht aus, um die Kosten eines Lebenskurzes zu bestreiten. Trotz ihrer Friedensliebe schlagen sich übrigens die Batumbi recht tapfer, wenn es die Verteidigung ihres Landes gilt. Seit Jahren liegen sie im Krieg mit ihren Nachbarn, den Barima, und dieses Jahr gründeten sie ein Dorf auf den Ruinen einer feindlichen Niederlassung, deren Bewohner sie vertrieben hatten. Die Sklaverei besteht bei den Batumbi nicht; deßhalb können wir also auch keine Sklaventinder loskaufen, wie das Anfangs in unserem Plane lag. Die Vermittlung der Araber indeß bietet uns Gelegenheit, junge Gefangene aus Uganda und von der großen Insel Ukerewe zu erhalten.

Seit dem Verwüstungszug der Bagandas gelangte die sonst so friedliche Gegend für lange Zeit nicht mehr zur Ruhe, aber allmählich kommt Alles wieder in's alte Geleise. Die Batumbi, die sich für einige Zeit von uns entfernt hatten, beginnen wieder ihre Besuche bei uns. Sie kommen sogar in größerer Anzahl als früher, seit sie erfahren haben, daß wir nicht im Einverständniß mit den Bagandas stehen, sondern im Gegentheil das Land vor ihrem Angriff geschützt haben. Heute werden wir von den Batumbi nicht mehr als Fremde betrachtet, wir gelten für sie als Freunde und Bagengi, d. h. als Stammesgenossen. Wir haben diese günstige Stimmung schon benutzt, um sie mit dem Zweck unserer Ankunft und unserer heiligen Religion bekannt zu machen, und Alle, die uns besuchten, hörten uns mit Freuden zu. Indes bringen im Allgemeinen unsere Worte nicht den Eindruck hervor, den sie in Uganda zu machen schienen; die Unyamuesi sind größtentheils sehr gleichgiltig in religiöser Beziehung; die paar Begriffe, aus welchen ihre religiöse Kenntniß besteht, scheinen für ihren Bedarf zu genügen. Diese Gleichgiltigkeit setzt uns indeß nicht gar sehr in Staunen. Wir hoffen, der liebe Gott wird das Eis ihrer Herzen zu schmelzen wissen, und wir bitten ihn täglich um diese Gnade. Das Werk wird nur langsam voranschreiten und viele Geduld erfordern; bevor wir ernten, müssen wir pflügen und säen. Es ist schon viel, daß wir Unterricht geben können und Zuhörer finden.

Die eigentliche Predigt des Evangeliums haben wir in größerem Maßstabe noch nicht beginnen können. P. Girault konnte bisher mit dem Studium der Sprache sich noch nicht viel abgeben; sein Gesundheitszustand erlaubte das nicht. Zudem haben wir Niemand, der uns bei diesem Studium gehörig an die Hand gehen könnte. Die Neger, die wir bei ihren Besuchen befragen, sind der Sache bald überdrüssig, und wenn wir um Ausdrücke für Dinge fragen, die nicht mit Augen zu

sehen und mit Händen zu greifen sind, so antworten sie entweder falsch oder gar nicht. Das Risukuma ist eben in dieser Beziehung ungemein arm; Ausdrücke für religiöse Begriffe fehlen fast gänzlich. Seit einiger Zeit arbeite ich an einem Wörterbuch, das bald 3000 Worte enthalten wird, aber dann noch längst nicht vollendet ist."

Wie wir einem Briefe P. Blancs vom 19. September 1884 entnehmen, hat sich die Furcht eines neuen feindlichen Überfalls bisher als eine unbegründete bewiesen, und die neue Missionsstation gedeiht nach Wunsch:

"Unsere Einrichtung ist so ziemlich beendet," schreibt der Missionär; "die eigentliche Missionsarbeit beginnt. Die Leute besuchen uns ohne Scheu, und selbst solche, die uns Anfangs feindlich waren, sind nunmehr ganz zufriedengestellt. Der Häuptling war uns von Anfang geneigt; er läßt uns bauen und lehren und unterweisen, wie wir es nur wünschen. Er selbst hört unsere Lehren. Freilich finden die Lehren unserer heiligen Religion nur langsam einen Weg in diese armen Herzen; aber die Gnade Gottes wird helfen. Die Leute sind ungemein abergläubisch, und es hält sehr schwer, ihnen das Eitle und Thörichte ihrer Gebräuche zu zeigen. P. Girault erklärt allen unsern Besuchern den Katechismus und bringt so den Leuten im Gespräche die Grundwahrheiten unseres Glaubens bei. So kam eines Tages ein Unterhäuptling zu einem Plauderstündchen. Zwei Tage nachher kam er mit mehreren Leuten aus dem Dorfe, um das Gehörte dem Vater zu wiederholen und es gleichzeitig seinen Landsleuten vorzutragen. Diese Missionsart erfordert viel Zeit.

Augenblicklich bin ich mit der Fertigstellung der nothwendigen Gebäude beschäftigt. Unsere Mittel erlauben uns nicht, Arbeiter zu dengen, und so mußten wir selbst mauern und zimmern. Bauholz hatten wir fünf Stunden weit herbeizuschaffen; es war ein hartes Stück Arbeit; aber Gott gab uns seinen Segen. Der Platz scheint mir sehr gut gewählt. Das Land ist gesund; wenigstens hatten wir noch keine schweren Fieberanfalle oder andere Krankheiten. Die Leute sind arbeitsam und friedfertig, haben unsere Negerkinder gerne und fassen Zutrauen zu uns, da sie sehen, daß wir ihnen alles Liebe und Gute thun. Unsere Waisenkinder haben dieses Jahr zwei Heftare Getreide bestellt und 1200 Bananenbäume gepflanzt. Sie sind sehr fleißig. Während wir sie zur Arbeit anhalten, vernachlässigen wir aber ihre Seele nicht. Zwei haben die erste heilige Communion empfangen; ein kleines Kind wurde getauft, und Alle ohne Ausnahme haben ihren regelmäßigen Unterricht im Katechismus. Hätten wir einen Einfluß auf die Einwohner wie auf unsere Waisenkinder, so würde die Mission rasche Fortschritte machen. Die Leute fühlen im Allgemeinen wenig Trieb zum Unterrichte; sie sind nicht mehr so ganz ohne alle Kenntnisse, wie in andern Gegenden; die Familienbande werden heilig gehalten; Sklaverei gibt es nicht, sie ist verhaßt.

Unser Haus steht auf einem ziemlich hohen Hügel, nicht weit vom Nyanza; wir werden also von hier über den See leicht mit allen Stationen verkehren können, welche etwa in Uganda (am Nordwestufer) oder am Ostufer gegründet werden. Neulich war der Häuptling bei uns und sagte, er wünsche sehr, daß wir bei seinem Volke blieben. Wir antworteten, wir dächten gar nicht an eine Abreise, und fragten, weshalb uns denn die Leute letztes Jahr nicht bauen lassen wollten. 'Weil sie euch nicht kannten,' antwortete er. 'Ich aber habe euch



immer geliebt. Baut euer Haus und zimmert eine Barke, und ich will euch zu meinen Freunden an das Ostufer führen. Ihr werdet sehen, wie viel Elfenbein sie haben und wie mächtige Zauberer sie sind! — „Ganz gut,“ entgegneten wir; „aber du weißt doch wohl, daß wir nicht hierher kamen, um Lustfahrten zu machen oder Handel zu treiben, sondern einzig, um euch im Guten zu unterweisen.“ — „Das weiß ich,“ sagte er, „ihr seid Männer Gottes und Männer des Friedens.“

Gleich Anfangs, als sich die Missionäre in der Bucht von Ukumbi niederließen, hatten sie den Entschluß gefaßt, die jüngsten Waisenkinder nach der noch mehr gesicherten Missionsstation Tabora, dem Hauptort von Ungamuesi, etwa 40 geographische Meilen südlich vom Nyanja-See, zu bringen. Am 7. Februar 1883 brachen die Patres Bourdel und Lévesque auf und trafen nach einem Marsche von 20 Tagen mit den Kindern in der etwa 1½ Stunden von der Stadt Tabora entfernten Waisenanstalt ein. Bald nachher fielen einige der Kinder den Mattern zum Opfer; natürlich erteilte man ihnen vor dem Tode die heilige Taufe. Von einem derselben erzählt ein Missionär den folgenden Zug:

„Am Ostermontag beklagte sich der kleine Marcell, ein Negerknabe von elf Jahren, über heftige Schmerzen, welche rasch so zunahmen, daß er keinerlei Nahrung mehr zu sich nehmen konnte. Ich hatte nun Gelegenheit, die Kraft der Gnade an diesem Kinde zu bewundern. „Du leidest sehr, Marcell,“ sagte ich. — „Ja, sehr.“ — „Murrst du nicht in deinem Herzen?“

— „Murren — gegen wen? Gott will, daß ich leide.“ — „Wenn dich Jesus in den Himmel nehmen will, wirst du gerne gehen?“ — „Mit Freuden; aber ich bin noch ein Kind Satans; die Sünde Adams ist noch in meinem Herzen; ich fürchte mich vor dem Feuer und bitte um die Taufe.“ — „Aber wenn du jetzt die Taufe empfängst, wirst du vielleicht im Falle deiner Genesung Jesu doch nicht dienen wollen?“ — „Ich werde ihm immer dienen, ich will sein Kind sein; ich liebe den Teufel nicht, der mich täglich zum Bösen antreibt, um mich in's Feuer zu stürzen.“ — Ich stellte nun mehrere Fragen an ihn über die heiligste Dreifaltigkeit, Menschwerdung und Erlösung, und war erstaunt über die Klarheit seiner Antworten; er schien gar nicht mehr an seine Schmerzen zu denken. Als er sagte, Maria sei die Mutter Jesu, rief er aus: „Sie ist auch meine Mutter, und ich will mit ihr in den Himmel gehen!“ Bei einer so guten Vorbereitung durften wir ihm die Gnade der Wiedergeburt nicht länger vorenthalten. Das Wasser der heiligen Taufe floß also über seine Stirne. Ich sagte dann zu ihm: „Bitte jetzt Jesus, daß er dich heile!“ Er antwortete: „Jetzt bin ich sein Kind und fürchte den Tod nicht mehr.“ — „Wirst du im Himmel deiner Wohlthäter nicht vergessen?“ — „Ne, nie! Ich werde alle Tage meine Mutter Maria für die Wohlthäter der kleinen Negerknaben bitten.“

Am nämlichen Tage noch hauchte der kleine Marcell seine Seele aus.“

## Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:		Marf.	Für den Kirchenbau in Oststein, Nassau:		Marf.
Von A. Probst in Elm.	20.—		Von G. J. S.	3.—	
„Friedrich Martens in Essen	8.—		Gewinn beim Cat. vivas sequens	1.—	
„Ungenannt	4.50		Von J. B. S.	1.—	
„Gott, erbarne dich der armen Seelen“	3.—		„Sit nomen Domini benedictum“	10.—	
Von ungenannten Wohlführern, durch Pfarrer	5.—		Für den Kirchenbau in Basel:	4.—	
Sittmeyer in Knecht	12.—		Von einem Schwarzwälder in St. Louis, Mo.	4.—	
„Kaplan Kling in Würzburg	50.—		Für den Kirchenbau in Halle a. S.:	20.—	
Von A. Odenwalder, Pfr. in Unteröffingen	20.—		Von M. L. Eichstädt	10.—	
„Pfr. Findt in Gern	40.—		„Sit nomen Domini benedictum“	10.—	
Für die Missionen in China, Tongking:			Von Joh. Henne, Ingenieur in Siegen	6.—	
Von Dr. Ferd. Redt in Prag	7.39		Für den Kirchenbau in Sonnenberg:	10.—	
„Den lebendigen Rosenkränzen um Marien-“	7.—		Von Joh. Henne, Ingenieur in Siegen	6.—	
„tern“	5.—		Für Verkauf und Unterhalt von Heiden-“		
„K. A. S.“	20.—		kindern:		
Von Ope	51.20		Von K. A. S.	1.—	
Von Pfr. Specht in Neuenburg	24.60		„Beneficiat Käsbohrer in Bietingen	20.—	
Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	30.—		„Rev. P. J. Gafely, Owensboro, Ky., durch	12.30	
Von Pfr. Findt in Gern	14.52		B. Herber, St. Louis, Mo.	8.20	
Für die Kapuziner-Anstalten im Orient:			„Gew. Kasse, Owensboro, durch denselben	17.—	
Von Epiphanius Bessinger in Stein, Bayern	188.80		„Ringen	21.—	
Für die Missionen in Palästina:			Von Kaplan Kelsch in Dombach	21.—	
„R. A.: St. Joseph, ora pro nobis“	3.02		„P. D. in St. Peter	20.80	
Von Rev. W. Neu in Milwaukee, Wis., durch	41.—		„Ungenannt	5.—	
B. Herber, St. Louis, Mo.	8.20		Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	521.18	
Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“			in Innsbruck	9.84	
Für arme Klosterfrauen in Italien:			Von Joseph Janß in Sagris, Kärnten		
Von Pfr. Mohr in Reipferdingen	2.—		Für Verkauf und Unterhalt von Heiden-“		
„Wagt in Dombingen	5.—		kindern:		
„Aus Pressfeld	3.—		Von Ungenannt	50.—	
Für die noch lebenden Priester in Sie-“			„Aus Ebersdorf	21.20	
birien:			Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	243.10	
„R. A.: Cor Jesu, oceanus bonitatis, miserere“	3.02		in Innsbruck	20.—	
„nobis“	4.50		Von Ungenannt in R. a. d. St.		
Von B. G. L. in Eichenbach, Bayern			Für verschiedene Zwecke:		
Für noch lebende Missionspriester zur“			Von Pfr. Bogt in Dombingen	2.—	
Verfolgung von heiligen Weisen:			„Th. Z. Heine (für Bosnien)	10.—	
Von G. Fabricius in Aachen	20.—		Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	16.56	
„Pfr. Guggenberger in Berg im Gau“	100.—		in Innsbruck	25.—	
„Petrus, Ignatius, Franziskus“	10.55		Vom „Lebend. Rosenkranz-Verein“, Eiggensdorf		
„Beneficiat Käsbohrer in Bietingen	138.—		Von Joh. Henne, Ingen. in Siegen (für den	7.67	
„A. und M. Kötter in Ascham	100.—		Kirchenbau in Dillenburg)	3.—	
			„G. J. S. (für Dombach)		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Gutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.  
Verlagsbuchhandlung der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 12. Juni 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.